14
1002

Staatl. Bibliothek
Regensburg

14. 1002

SBR 069027717707

Günther fec.

C. F. Gellert's
ſämmtliche Fabeln
und
Erzählungen
in drey Büchern.

Leipzig,
bey Caspar Fritſch, 1810.

G14-737

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Nachricht und Exempel
von
alten deutſchen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unſere Vorfahren ſeit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, ſind, meiner Meinung nach, eben nicht ſo geringe, daß ſie nicht einige Aufmerkſamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus ſetze, daß viele von meinen Leſern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, ſich in den Fabeln unſerer Alten umzuſehen: ſo hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äſopiſchen Fabel überhaupt zur Ehre, daß ſie faſt bey allen Völkern, und zwar zu verſchiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie iſt unſtreitig die älteſte Spur des menſchlichen Witzes. Sie war in den meiſten Ländern, ehe die Wiſſenſchaften dahin kamen; und ſie vertrat in den Zeiten der Unwiſſenheit bey dieſem und jenem Volke faſt ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt ſich bey ihrer Ehre, da die Wiſſenſchaften aufgiengen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch geſitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verſchönert. Meine Leſer würden Urſache haben, von meiner Dienſtfertigkeit nicht zum Beſten zu urtheilen, wenn ich dieſes erſt erweiſen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Luſt haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre ſuchen, ſeine Beleſenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äſopiſche Witz, den das den Wiſſenſchaften günſtige Deutſchland itzt liebt, ward von den Deutſchen ſchon hochgeſchätzet, ehe ſie die Wiſſenſchaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe ſie die Regeln der Kunſt wußten. Dieſes beweiſen unter andern die ſehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meine diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Profeſſor der Philoſophie zu Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Diſputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuſcripte geliefert, und mit einigen kritiſchen und moraliſchen Anmerkungen verſehen hat. Er hat von den

Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben *). Es iſt nach den Umſtänden, die Herr Scherz angiebt **), ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Ungenannte zu Kaiſer Friedrichs II. Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch ſonſt keine Merkmale hätten: ſo würden uns doch die Beſchaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren ſich dieſer Dichter bedienet, ſchon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbaroſſä gelebet haben könnte. Damals war die deutſche Poeſie nicht allein an den Höfen ſehr gelitten, ſondern auch ſelbſt eine Beſchäftigung der Fürſten und großen Herren; und hierdurch gelangte ſie zu einer gewiſſen Stärke und Anmuth, deren ſich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opizzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte ſich aus den alten Dichtern keiner beſſer zu einem deutſchen Lafontaine geſchicket, als unſer Ungenannter, wenn er in unſern Zeiten hätte leben ſollen. Einem Manne, der in der Art, die äſopiſchen Fabeln poetiſch zu erzählen, vermuthlich unter ſeinen Landsleuten der erſte geweſen iſt; der alſo weder an einheimiſchen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beyſtand gefunden hat, und doch mitten in der Finſterniß ſo glücklich geweſen iſt, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem ſolchen Manne, ſage ich, kann man ſehr leicht zutrauen, daß er in ſeiner Art vortrefflich müßte geworden ſeyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genoſſen hätte. Es geht ſeinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeſchliffenen Diamant; er läßt, wie dieſer, hin und wieder einige Strahlen ſchießen, und es hat, um ihn in ſeinen völligen Glanz zu ſetzen, nichts als die Kunſt gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen ſollen. Wer alſo großmüthig genug iſt, ſich nicht durch die Beleidigung irre machen zu laſſen, die ſeine ſchwäbiſche Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug iſt, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Geſichts nicht entgelten zu laſſen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken beſprenget iſt; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte ſieht, und ihn, indem er ihn lieſt, in Gedanken in unſere Sprache überſetzet: dem wird unſer Fabeldichter bey aller ſeiner Einfalt vielleicht beſſer gefallen, als verſchiedne, die vier Jahrhunderte ſpäter ſich in dieſes Feld gewagt

*) Eben dieſe Fabeln hat man in einem papiernen Manuſcripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geiſtvoller Schriften, VII. St. 48. S.

**) S. Scherzii Philoſophiae moralis Germanorum medii aeui ſpecimen primum.

wagt haben. Ein abwechſelndes Sylbenmaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abſchnitt, und andere in unſerer Proſodie gebräuchliche Dinge, waren damals unbekannt. Man darf alſo dieſes nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender ſchreibt, als man vor Opitzen ſchrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verſtehen; daß viele von ſolchen Wörtern, wenn ſie auch heute zu Tage noch gebräuchlich ſind, doch entweder mehr, oder weniger, zu bedeuten angefangen haben, und daß alſo oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder ſonſt nicht zulänglich ausgedrückt zu ſeyn ſcheint, dennoch kräftig, poetiſch und richtig gegeben ſeyn kann. Wer ſich in alle dieſe Umſtände ſetzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter lieſt, der wird ihre ungekünſtelte Anmuth im Leſen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorſtellungen ſehen. Der Leſer mag nunmehr aus folgenden Exempeln ſelbſt urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Rechte gelobet habe. Das erſte Exempel ſoll die Fabel von dem Löwen und der Maus ſeyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwiſchen ſetzen, damit man den Verſtand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe ſich erging
In ein walde, da er fing
Ein muſz, die wolt er getöttet han.
Sie ſprach: Herr louwe lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erſlagen?
Des er gewalt hat, wan er vill.
Iſt Im das ein ere? das iſt nit vil.
Was groſſer künheit mag das geſin,
Ob ein louwe ein muſelin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geſchaden mag, und nit tut we.
Loſſent ir mich Herr geneſen!
Ich mag uch wol nuz weſen,
Und mag uch keinen ſchaden tun,
Noch minder dann ein arn *) ein hun.
Der louwe lieſz ſin zurnen ſin,
Und lieſz gon das muſelin,
Des wart es innerlichen fro.
Ich wil es uch dancken, ſprach es do.

Nu

*) ar, Adler.

Nu wart es nit lange geſpart,
Das der louwe gefangen wart
In eim garn, das was ſtark.
Er hett geben duſend Marg,
Das er darus wer geweſen,
Er wonde ſicher, nit geneſen.
Da er alſo gefangen lag,
Da kam die muſz, ee dann der tag
Uffging, zu dem louwen hin.
Sie ſprach: Gott gruſz uch, herr myn,
Was clagent ir? Was iſt uwer lot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der muſz.
Sie ſprach, Herr ir koment wol uſz;
Ich hilff, das ir blibent by den leben,
Wann *) Ir hant mir das myn geben,
Was ſol ich uch nu me ſagen?
Die muſz geriet **) das garn nagen
Und mit den zenen biſſen
Und ouch garn zerriſſen
Einzwey, da wart das loch groſz:
Den louwen das nit verdroſz.
Vil balde er ſich dannen macht.
Der muſe det er acht ***)
Frundlich er Ir danken began,
Sie ſprach: Ich hab gern getan.
Gedenkent wie der gewalt ſy,
Dem miltikeit nit wonet by.
Gewalt ebermde ****) ſol han;
An gewalt ſol tugent ſtan.
Der groſz dem myndern ſol vertragen,
Nutze mag er ſin, der nit mag ſchaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unſer Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas ſehr Angenehmes bey ſich. Man ſieht nichts gekünſteltes und auch nichts froſtiges. Er iſt nicht ſo kurz, daß er ängſtlich würde, und auch nicht ſo wortreich, daß er viel müßiges ſagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet ſie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, iſt ſo kräftig, und ſchicket ſich zu den gegenwärtigen

*) Weil.
**) Fieng an.
***) Er bezeigte der Maus Hochachtung.
****) Erbarmung.

gen Umſtänden ſo gut, daß man nicht ſieht, was ſie beſſers hätte ſagen ſollen. „Herr Löwe laßt mich gehn! Was mag „wohl ein König für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht er„ſchlägt, deß er Gewalt hat, wenn er will? iſt ihm das eine „Ehre? Mag das wohl eine große Kühnheit ſeyn, wenn ein „Löwe eine Maus erſchlägt? Der hat mehr Ehre, der ſchaden „kann, und es doch nicht thut.“

Man höre dagegen die ſpitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateiniſchen Anonymus in eben dieſer Fabel anſtellet, und welche ſich vermuthlich auf die Vorſtellungen beziehen ſollen, die ihm die Maus vorher gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
  Dedecus et muri coeperit eſſe decus?
Si vincat ſummus minimum, ſic vincere vinci eſt.
  Vincere poſſe decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus eſt; ſi laus, ſi vincere; laus haec
  Et decus hoc, minimo fiet ab hoſte minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
  Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatiſche Rede des Löwen, dieſe künſtliche Wiederholung der Worte in Gegenſätzen, iſt von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutſche ſeine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner dieſe alte Fabel gegen eine, die in unſerm Jahrhunderte aufgeſetzet iſt, und ſehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beſchämet?

In Riederers Fabeln Aeſopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen ſind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen alſo erzählet.

  Ein Löw', müd' von der Hitz und Laufen,
Legt ſich im Schatten in das Grün;
Indem er ſchläft, ſo kommt ein Haufen
Mäuſ' über ſeinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwiſchen ſeine Klauen brachte.
  Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier, und um Pardon;
Sie ſprach: Was ſolch ein großer König,
Der wider ſie zürn, hab davon,
Sein Grimm ſollt, den er nur möcht ſparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.
  Der Löw' gedachte, daß ihm dieſe
Nicht viel Reſpect und Ruhm verhieß,

Wenn

Wenn er ein ſolch klein Thier zerriſſe,
Und ſich ſie etwan ſchmecken ließ,
Drum war er in ſich ſelbſt erbötig,
Und ließ ſie gleich drauf los und ledig.
In wenig Tagen drauf ſo rennte
Beſagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein ſein Vorſatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.
Die Maus hört ihn erbärmlich brüllen,
Lauft zu und kennt ihn an der Stimm.
War er ihr unlängſt nun zu Willen,
Das ſie bemerkte interim,
Kommt ſie zum Garn, und ſucht die Knöpfe,
Daß er immittelſt Luft nur ſchöpfe.
Als ſie dieſelbe nun gefunden,
So naget ſie ſie hurtig ab,
Wodurch ſie in denſelben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm iſt alſofort gelungen,
Daß er aus dem Arreſt entſprungen.

Iſt die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meiſterſtück, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leſer das alte Schwäbiſche lieber zehnmal leſen wird, als das neue undeutſche Deutſche einmal. Dort höret man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchſe ſeyn.

Ein Fuſz hungern began;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rab kam geflogen
Mit eim keſe, den er einer frouwen
Genommen und gerobet do.
Des wart der Fuſz unmaſſen froh.
Da Ine der Fuſz erſt erſach,
Mit glatten worten er da ſprach:
Gott gruſz dich, lieber herr myn,
Uwer diener wil ich ſin,
Und imer weſen uwer Knecht.
Das dunket mich billig und recht,

Ir

Ir ſind edel und ſo rich,
Kein fogel mag uch ſin glich
In allen kunigrichen.
Ich wene *) uch müſe entwichen
Der ſperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und och des pfowen ſchin.
Süſſe iſt uwer kelen ſchal,
Uwer ſtyme hört man uberal
In dem walde erclingen,
Wan ir geratten ſingen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rap ſprach, du ſageſt war,
Nu ſingent lieber herr myn!
Da ſprach der rap, das ſol ſin.
Er lieſz ſin ſtym uſz und ſang,
Das es durch den walt erclang.
In dem ſange empfile Im do
Der keſe, des wart der fuſz vil fro.
Des Lobs mus der rap mit ſchaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein ſchelten.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein lieber Herr, euer „Diener will ich ſeyn, und immer euer Knecht bleiben.“ Was fehlet dieſem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetiſch zu loben. „Ihr ſeyd edel und liederreich. Kein Vogel „mag euch in allen Königreichen gleich ſeyn. Nach meinen „Gedanken muß euch der Sperber und der Falke weichen; die „Schönheit des Habichts und des Pfauen. Süß iſt eurer „Kehlen Schall, eure Stimme hört man überall in dem Walde „erklingen.“ Dieſes iſt, wie mich deucht, eine ſehr poetiſche Stelle. Man ſtelle ſich vor, wenn der Dichter in unſern Zeiten geredet hätte, ob er nicht faſt eben das geſagt haben würde, was Lafontaine ſaget?

Eh bon jour, Monſieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me ſemblez beau!
Sans mentir ſi vôtre ramage,
Se rapporte à vôtre plumage,
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ce bois.

Die Sitten ſeiner Zeit ließen es nicht zu, daß er ſich ſo manierlich ausdrücken konnte. Indeſſen muß dieſe Stelle vor vierhundert Jahren eben ſo artig und munter geklungen haben, als des Lafontaine ſeine zu unſern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieſes alten Autors deſto beſſer erkenne: ſo will ich eben

*) Wenen, glauben, dafür halten.

eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander herſetzen, welcher 1712 eine Mythologiam Paraeneticam, das iſt, die Fabeln Phädri in deutſchen Verſen, zu Eiſenberg herausgegeben hat. Er läßt ſich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewiſſer Rab' den Käß vom Fenſter ſtahl,
Und aß denſelben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So ſahe den der Fuchs, und fieng ſo an zu reden:
O Rab'! wie haſt du doch ſo ſchöne Federweden!
Wie herrlich ſteht dir doch des Leibes Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du ſängſt, gieng dir im Rang voran.
Allein da ſich der Narr zu ſeiner Stimme ſchicket,
Verliert er ſeinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reißet ihn mit Liſt ſo fein begierig hin,
Da wurde erſt der Rab' der Liſt des Fuchſes in.
Und alſo wurde er zum Seufzen erſt bewogen,
Daß ihn der ſchlaue Fuchs ſo ſchändlich hat betrogen;
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte ſtets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftloſen Art zu erzählen auf die Zeit ſchließen wollte, in welcher Melander gelebet; ſollte man, ſage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unſerm Ungenannten ſein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden; ſo will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unſerm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äſopiſche Fabeln, ſondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geſchichte der Matrone zu Epheſus, welche die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen geiſtvollen Schriften in ihr ſiebentes Stück eingerücket haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Eſel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geſchmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel ſey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geiſz wolt uff ein weide gon,
Da lieſz ſie in dem ſtalle ſton
Ein junge geiſz, Ir tochterlin;
Zu ir ſprach ſie, loſz nyeman in,
Du ſolt die ture beſloſſen lon,
Haruſz ſolt du nit gon,
Blip darinn, das iſt dir gůt,
So biſt du vor dem Wolf behůt.

Da

Da die geiſz beſloſſen wart,
Vil ſchier ein wolff kam uff die fart.
Er gieng zu dem ſtall drugenlich *),
Und geborte ſich glich
Der alten geiſz in valſchheit,
An ſtyme, an wandel, und ſeit **)
Der jungen geiſz: loſz mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie ſprach, wer biſtu ſtant davor?
Ich ton nit uff des ſtalles tor.
Min mutter hat verboten mir,
Das ich nit uſz hin kome zu dir.
Ich kenne dich wol, die ſtym iſt falſch.
Dich hilffent weder tuſch, noch welſch,
Du komeſt nit herin, ſomer got ***)!
Ich wil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das ich nieman ſolt loſſen in.
Du biſt ein wolff, das ſihe ich wol,
Wann du biſt aller ſchalkheit vol.
Ach herrgott, wie viel der iſt
Uff erden, die denſelben liſt
Erzöigent mir ſuſſes honiges wort,
Und iſt ſchande, ſchade und mort
In ir hertze alle begraben etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moraliſches Buch in Verſen geſchrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er ſaget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da ſollen teutſche Leute mir danken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutſcher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutſcher Sprache waren deuwer.

In dieſem Buche ſind verſchiedene, theils äſopiſche, theils andere Fabeln enthalten; und wer weiß, ob nicht einige darunter von ſeiner eigenen Erfindung ſind. Man kann von ſeiner Schreib-

*) Betrüglich.
**) Saat.
***) Somer got, oder ſommer gott, iſt eine Betheurung, die ſo viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe!

Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, ſo beſorgt geweſen iſt, und die ſchwäbiſche Mundart des Trymbergs nach der Sprache des 16ten Jahrhunderts verbeſſert, oder deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieſer unzeitigen Sorgfalt ſehen will, darf nur den Morhof, von der deutſchen Sprache und Poeſie, auf der 352 S. nachleſen. Es ſcheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht ſo in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Urſache mag wohl dieſe ſeyn, daß er ſich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er ſaget:

Und wiſet, das ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein ſo gar
Geleit, das mir die Teutſchen Reimen
: : : : : :
So gar waren unbekannt,
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine ſprache lernen da.

Wie glücklich ſind wir in unſern Zeiten, daß wir dieſe Entſchuldigung nicht mehr nöthig haben! Unſere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, ſowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich ſchön zu ſchreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey ſeiner Geſchicklichkeit in der griechiſchen Sprache auch in ſeiner Mutterſprache vortrefflich ſchrieb.

Wenn nichts an unſerm Trymberg zu loben wäre: ſo verdiente er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laſter ſeiner Zeiten angreift, eine beſondere Hochachtung. Er fürchtet ſich vor dem geiſtlichen und obrigkeitlichen Stande ſo wenig, daß er beyden die Wahrheit ganz unerſchrocken ſaget. Er folget hierin dem Beyſpiele des beherzten Freydanks, welchen er ſehr oft mit großer Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Gränzen, wenn ſie ſich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beſchäftigen ſoll. Die Thorheiten der Großen machen beredter, als die Narrheit der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiſte Freyheit herrſchet, auch die beſten und kräftigſten Satyren angetroffen werden. Den poetiſchen Geiſt des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hat geſunde und gute Lehrſprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in ſeinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indeſſen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, ſondern als einen Fabelſchreiber. Doch auch in dieſer Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu ſtehen kommen. Ich will eine Probe von ſeiner Art zu erzählen herſetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dürffelein
Hatte vor zeiten ein armer mann
Das waſſer dem rädelein entrann
Und nicht hatte ſeinen vollen ſchwang
Mit jammer es umbgieng und ſangk
Als ihm des waſſers not gebot:
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff ſehr groß
Bey dem ein krefftig Waſſer floß
Das trieb zwey räder fölligliche
Sie ſchnapten mit eynander glieche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß,
Die Erde ſey trucken, oder naß,
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird ſo mancher Sack herbracht.
Dieſe mülen mögent uns wohl bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unſern Herren ruffent die armen an. ꝛc.

In dem ſechzehnten Jahrhunderte hat ſich **Burkard Waldis** um die Fabel verdient zu machen geſucht, und vierhundert an der Zahl in Verſe gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548 in 8. im Drucke erſchienen ſind. Morhof gedenkt ſeiner, in der deutſchen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es ſcheint daher, daß er ihn für ſehr ſchlecht muß gehalten haben. Es iſt freylich leider bekannt, daß die deutſche Poeſie nach den glücklichen Zeiten der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe ein ſehr ſchlechtes Anſehen bekommen, da ſie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meiſterſänger geworden. Allein ſo ſchlecht ſie auch in dem ſechzehnten Jahrhunderte ausgeſehen hat, wenn man Sebaſtian Brands und Johann Fiſcharts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunſt die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen kritiſchen Schriften in dem ſiebenten Stücke gehandelt haben; ſo glaube ich doch, daß man unſerm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachſen in eine Reihe ſetzen wollte. Er weiß die weitläuftige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beſchreibungen wieder gut zu machen. Und er iſt mehr zu bedauern, daß er nicht zu einer beſſern Zeit gelebet hat, als daß er den Schimpf ſeiner Zeit und

ſeiner verſtümmelten Sprache entgelten ſollte. Vielleicht werden einige Exempel von ſeiner Arbeit ſeinen Charakter beſſer beſtimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Eſel lautet alſo:

Einsmals ein Pferdt gebunden ſtund
Und het einen ſchönen Zaum im Mundt
Der war mit güldnen Buckeln beſchlagen
Auff ſeinem Rücken thet es tragen
Ein blancken Sattel ſchön geziert,
Ein Roßdecken mit Gold durchſchniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lieff hinweg mit großem Geſchrey,
Da kam ein Eſel on gefehr
Mit ſeiner Laſt langſam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit ſchaum
Sah zorniglich und ſprach, gib raum
Wer hat dich ſolche mores gelert
Daß du nicht weichſt eim ſolchen Pferd?
Geh weg, gib raum, oder will dich ſchlagen
Das dich jr ſechs von hinnen tragen.
Der Eſel erſchrack von dem ſchnurren
Gab raum und durfft auch nit einſt murren.
Das Pferd lieff was es leibes mocht
Zu letſt ſichs on gefehr verrücht
Der wardt ſein Herr von ſtundt gewar
Nam jm die ſchöne Rüſtung gar
Verkauffts dem Fuhrmann in den Karren
Der wolt damit hinweg fahren,
Das ſahe der Eſel lieff baldt zu
Sprach, grüß dich freundt, wie ſieheſt nu?
Wo iſt das Gülden und Seiden zier
Der ſehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, ſo gehts auf Erden,
So muß hoffart geſtrafet werden.

Von einer Frauwen,

die ihren ſterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wohl gethan und ſchön von Leib,
Dieſelb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein elend Krankheit an,
Das er ſich legen muſt zu Bett
Die Krankheit jn faſt engſten thet,

Das

Daß er auch mit dem Tode facht,
Den hätt die Frauw in guter Acht.
Betrübt ſich deß ſo mechtig ſehr
Daß ſie auch kaum kundt reden mehr.
Da ſprach jr Vatter, Tochter mein,
Bitt, wölleſt nit ſo trawrig ſein,
Würd dir jetzt ſchon der Mann abſterben,
Ich wolt dir vmb ein andern werben,
Ich weiß auch daß derſelb für allen
Dir baß denn dieſer ſolt gefallen,
Vnd dich wol bald alſo gewehnen,
Das dich nicht darffſt nach dieſem ſehnen.
Darab erzörnt die junge Fraw
Vnd ſprach zum Vatter auf mein trauw,
Ihr ſeht ich bin betrübtes herzen
Dennoch vermehrt jr mir den ſchmerzen,
Das jr mir ſagt vom andern Mann
Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines krancken Mannes lieb
Ich mich gar herzlich ſehr betrüb.
Bald thet derſelbig Man verſcheiden
Darab der Frauwen hertzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward ſehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen ſie den Man beklagt
Darneben auch jren Vater fragt,
Vnd ſprach, ich bitt, mir ſagen wöllen
Wie iſts umb den jungen Geſellen
Von dem jr heut geſaget hat,
Iſt er auch hie in dieſer Statt?
Ihr ſeht, wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt.
Hie mag man ſehen wie die Frauwen
Jr Männer meynen mit all trauwen
Bey dem ſie zwanzig Jar geſeſſen
Könntens in einer ſtund vergeſſen
Doch wiſſens viel davon zu waſchen,
Iſt gleich als wenn ein'r kaufft ein Taſchen,
Vnd braucht ſie lang bis ſie wird alt
Vnd jm ohn all gefahr entfallt
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So iſts auch um der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verſchiedene Fabelbücher, als den Reinecke Fuchs des Herrn von Alkmar, Georg Rollenhagens Froſchmäusler, und den Mücken- und Ameiſenkrieg, weil ſie alle drey nicht ſowohl unter die äſopiſchen Fabeln, als unter die ſcherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art ſie, der harten und rauhen Verſe ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Ueberſetzer des Mückenkriegs iſt nicht bekannt. Das Original iſt von einem, der ſich Cocalium genannt hat, in makaroniſchen, oder halb lateiniſchen und halb welſchen Verſen, aufgeſetzet, wie die deutſche Vorrede ſaget:

Dieſer Krieg iſt vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beſchrieben worn
Der ſich genannt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Darin er vermiſcht Welſch mit Latein
Wie dieſer Verß bey vns mag ſeyn:
Hei mihi Straſsburgum quod non queo ſchavvere turnum.
Cumque bonis quod non poſſum zechare Geſellis.

Ich will aus dem erſten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieſes Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem ſich der Bremen König Scannacaballa in der größten Eil auf ſeinem Roſſe, einem Käfer, zu ſeinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängſt eine große Niederlage erlitten hatte: ſo beſchließt er ſeine lange Anrede alſo:

: : Ich ſchwör bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alsbald ohn lenger ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tauſend man
Allhier bringen auf dieſen Plan,
Der allerbeſten Bremen mein,
So ſie in meinem Lande ſeyn,
Kriegshelden aller eren wert,
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd
Einen ſo wohl gerüſten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die loſen Füchſe dieſer Welt, den Eſelkönig, und den Gänſekönig, welche aber auch im eigentlichen Verſtande nicht zu den äſopiſchen Fabeln gerechnet werden können. Die loſen Füchſe dieſer Welt ſind nicht ſowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchſe unter allerhand Geſtalten und Trachten mit einer Beyſchrift

aus

aus der Bibel vorgeſtellet werden, welche die Erklärung des Bildes ſeyn ſoll. Es mag nun Sebaſtian Brand, oder wer da will, der Verfaſſer dieſes Buches geweſen ſeyn: ſo bringt es ihm, nach meiner Meinung, nicht viel Ehre. Man ſieht darin wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen iſt: ſo wäre es ſchon im Jahre 1495 in brabandiſcher Sprache im Drucke erſchienen, und alſo älter, als der Reinecke Fuchs, weil wir von dieſem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckiſche von 1498 in 8. Wenn dieſe Nachricht ihre Richtigkeit hätte: ſo könnte D. Luther, wie einige geglaubet, das Buch nicht verfertiget haben. Daß aber D. Luther ein großer Freund von Fabeln geweſen, ſieht man daraus, weil er die äſopiſchen hat reinigen und überſetzen wollen, auch wirklich ſechzehn Stücke überſetzet, und eine ſehr ſchöne Vorrede von dem Nutzen der äſopiſchen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnichten Ueberſetzungen leſen ſich mit Luſt. Man findet ſie in dem neunten Theile ſeiner deutſchen Werke, und auch in den hundert Fabeln Aeſopi, welche Nathan Chyträus, ein Profeſſor zu Roſtock, 1571 in 8. herausgegeben hat. In eben dieſer Ausgabe finden ſich vier Fabeln, welche D. Matheſius, Luthers guter Freund gemacht haben ſoll. Ich will eine davon hier einrücken. „Ein alter Hir„tenhund, der ſeines Herrn viehe trewlich bewachte, gehet zu „Abend ein. Den pelfern die Polſterhündlein auf der gaſſen „ahn. Er trabt für ſich, und ſicht ſich nicht umb. Wie er „fürn Kuttelhof kompt, fragt ihn ein fleiſchershund, wie er „dieß gepelffer leiden könne, und warum er nicht einen beim „kamm neme. Nein, ſaget der Hirtenhund, es zwacket und „beiſſet mich keiner, ich muß meine Zeen zun Wölfen haben.

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwortete „nicht alles, und ließ St. Petrus und Rolands ſchwert in der „ſcheiden ſtecken, der blieb lang ungebiſſen und vertrüg viel „ſachen.“

Eben dieſer Matheſius erzählet in ſeiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel von Philipp Melanchthon, die er im Wieſenthale über Tiſche vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt geſprochen. Sie iſt etwas lang, und vielleicht hat ſie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als ſie uns Matheſius aufbehalten hat. Indeſſen verdienet ſie doch geleſen zu werden, da ſie von einem ſo großen Manne kömmt, geſetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz ſein wäre.

Der Welt Dank.

Eine groſze Schlang verfiel ſich in einer Höle, und ſchrie jämmerlich. Ein Bawr kompt zum Loch, fragt, was da ſey, ſie bitt, er wölle ir heraus helfen. Traun nein, ſagt der man, an böſen Thieren iſt nichts gutes zu verdienen, ich ſölte wol ein Schlang in meinem Buſen aufziehen. Die Schlang helt an und verſpricht dem Bauren, ſie wölle im bey jrem Gott, der einmal durch ſie geredet, den beſten lohn liefern, ſo die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und groſze Verheiſſung bethören auch die weiſen. Der Bawr hilft dem böſen und liſtigen Wurm heraus, daran will ſie jn zu lohne freſſen. Hab ich das umb dich verdienet? Iſt das deiner Zuſag gemeſz? ſagt der Bawr. Ich bin zweyzüngig, ſagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder dran. Wie der Bawr in engſten ſtehet, ſagt die Schlang, da du mir nicht glauben willſt, ſo wöllen wirs auf die nechſten zwey ſetzen, die uns begegnen, was die in dieſe Sachen ſprechen, das ſol uns beyden wohl und wehe thun. Bald kömpt ein altes pferd, dem legen ſie die ſache für, der Scheidman ſpricht: Ich habe meinem Kerner funfzehn jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmſchinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen ſpricht der alte Hund, auf den ſie auch compromittirn, ich habe zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Haſen fangen helffen, jetzt hat er ſeinem Weidman befohlen, er ſol mich an eine Weide henken, das iſt der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr ſein ſach auch für, und verheiſt jm all ſeine Hüner, er ſoll jm von dem böſen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet ſich des Handels, beredt die Schlang, ſie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und der Bawr dienſt geweſen ſey. Man kompt zum Loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inndes wiſchet der Fuchs heraus, und ehe ſich die Schlang umwendt, welzet der Bawr aufs Fuchſen abred, wider eine groſze wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er ſoll jm aufn abend das Hünerhaus offen laſſen. Der Bawr kompt heim, thut ſeinem weib relation, und was er dem Fuchs für ſeine Procuratorey ſey anheiſchig worden. Die Bewrin ſagt: Hüner und Genſe ſein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil ſein Wort nachkommen, leſt dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet ſie mit jrem Schiermeiſter die nacht auf den Fuchs, und als er bona fiducia geſchlichen kompt, verrennen ſie jm das loch, und blewn auf jn zu, bis ſie jn ergriffen.

Ach, ſagt der Fuchs, iſt denn das recht, und der welt höchſter lohn, für die gröſte wohlthat, ſo beſtettig ichs heut, armer ſchalck, dis welt recht mit meinem Leben und balg.

Freylich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein ſein wohlthat, ſondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muß es endlich alles bezahlet werden, darumb vmb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, vmb jres vndanckes und vntreuw willen nichts unterlaſſen.

Nunmehr komme ich auf zween proſaiſche Fabeldichter, die ſich von andern darin unterſcheiden, daß ſie nicht als Ueberſezzer, ſondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erſte iſt Georg Philipp Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöbl. fruchtbringenden Geſellſchaft, der bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts gelebet hat. Er hat außer ſeinen Frauenzimmer-Geſprächſpielen und verſchiedenen andern Schriften, geiſtliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in 8. herausgegeben. Dieſe Lehrgedichte, „welche er „zu ſinnreicher Ausbildung der wahren Gottſeligkeit, wie auch „aller löbl. Sitten und Tugenden verfertiget,“ beſtehen in 150 geiſtlichen und eben ſo viel weltlichen Erzählungen. Wenn man dieſe Lehrgedichte kurz charakteriſiren will: ſo darf man nur den Namen darüber ſetzen, den Harsdörfer in der fruchtbringenden Geſellſchaft geführet hat. Er hieß der Spielende; und dieſen Namen hat er in ſeinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meiſtens auf eine froſtige Anſpielung oder gezwungene Allegorie, und nicht ſelten auf ein Wortſpiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine ſchlechte und eine etwas beſſere herſetzen. Die erſte heißt die Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas ſo ſinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat ſich ein Peſtilentziſcher Luft (die Armuth) von den Leichnamen der erſchlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuſer und Stättlein angeſtecket, und ſo bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kiſten und aus dem Beutel geblaſen, viel ſind von einer Statt in die andere geflohen, viel ſind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Artzney wider dieſen gifftigen Luft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, ſo viel und mehr ſind unterwegs erſoffen.

erſoffen. Weil nun dieſe Peſtin ſehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülffe zu ſchaffen? Dafür hat ſich in der Apotheken der Hoffnung eine Artzney gefunden, welche von dem Manne des Gebeths und von der Eberwurtz unverdroſſener Arbeit gemachet worden. So viel ihrer dieſe Artzney mit vielen faſten und wachen gebrauchet, ſind alle geneſen, und hat ſolche den Gift von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht ſchaden können. Dieſes Mittel iſt durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

ARO,

hat der Wiederruff geantwortet:

ORA.

Es haben ſich aber nicht wenig gefunden, ſo dieſe Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulſucht ihr Leben enden, daß ſie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor ſie erkranckt.

Tugend und Laſter.

Es wohnten in einem Hauſe vier fromme Weibsperſonen, welche ſich zu gleicher Zeit ſchwanger, und ſehr übel befanden. Als nun die Geburtsſtunde herbey kame, brachten ſie auf einen Tag vier abſcheuliche Kinder, nemlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteſte und ſchönſte unter beſagten Frauen war, gebore den Haß, ein ungeſtaltes Kind mit ſchehlen Augen und ſpitzigen Klauen. Die Glückſeligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stolz, eine Mißgeburt mit zween Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abſcheulichen Schlangen, mit Baſilisken-Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte ſie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen ſich anzuhalten. Viertens erledigte ſich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundſchaft flogen, alſo wollten ſie ſolche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stoltz das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verfloſſenen Jahrhunderte iſt Juſtus Gottfried Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürſtenſchule zu Meißen 1699 geſtorben iſt. Seine Fabeln, die unter dem Titel, Nützliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in 8. herausgekommen, ſind zu der Abſicht, in welcher er ſie für die Jugend aufgeſetzet hat, ſehr dienlich geweſen. Er ſcheint freylich den Fußtapfen des Herrn Harsdörfer zuweilen gefolget zu ſeyn, indeſſen iſt es ihm weit beſſer geglückt,

geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieſer wackere Mann nicht in dem ſchematiſchen Weltalter gelebet hätte, wo man recht tapfer allegoriſiren mußte, wenn man witzig ſeyn wollte; wenn er ſich ferner des Johann Valentin Andreä lateiniſche Apologen nicht zu Muſtern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel, Mythologia Chriſtiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln oder Erzählungen ſind: ſo würden ſeine Erfindungen nebſt ſeiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es ſeine Fabeln, daß man ſie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und ſie auf eine geringere Anzahl ſetzte. Etliche Blätter voller äſopiſchen Witzes, den ein kurzer und muntrer Vortrag belebet, ſtiften bey der Jugend und bey tauſend Erwachſenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worin man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefſinnigen Miene ſeicht und mit einem ſyſtematiſchen Geſchreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in Vieler Händen iſt: ſo will ich ein Paar Proben von ſeinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heiſſen Sommertagen in dem Strome baden, nebenſt andern muthwilligen Knaben, wagete ſich aber zu weit in den Strom, und wurde von demſelben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch ſchon unterzuſinken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfiengen zu ſchreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, ſprang mit großer Gefahr in das Waſſer, erhaſchte den ſchon Ertrinkenden bey den Haaren, und brachte ihn alſo mit großer Mühe aufs trockene. Anſtatt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und ſich dafür hätte bedanken ſollen, läſterte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn geraufft hätte. Alſo gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeiſtern, welche man mehrentheils mit Undank und Scheltworten lohnet, wenn ſie ihre Zuhörer aus den vielen gefährlichſten Laſtern heben, und mit großer Mühe heraus reiſſen.

Spectrum Manſuetudinis.

Es rühmte ein Hund ſeine Sanftmuth gegen die andern, und vermahnete ſie, daß ſie inskünftige nicht mehr die unſchuldigen fürüber gehenden Leute anfallen ſollten. Dieſe verwunderten ſich über ſeine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er fürdeſſen die Wandersleute bis zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als ſie aber genau auf ſein Maul Achtung

gaben,

gaben, nahmen ſie gewahr, daß ihm ſeine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieſelben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu ſchaden, wiewohl es ihnen an dem böſen Willen nicht mangelt; vor ſolchen aber muß man ſich mehr, als vor den Kläffern hüten.

Dieſes mag von etlichen deutſchen Fabeln genug ſeyn. Ich weiß nicht, ob ich allen Leſern mit dieſer Nachricht einen ſo gar großen Dienſt gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber geſehen haben, wenn ich von den Fabeln der neuern geredet, und ſie, nachdem ſie es gewünſchet, entweder recht unverſchämt gelobet, oder recht kunſtmäßig herunter gemachet hätte; aber zu beyden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geſchicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber geweſen ſeyn, wenn ich einige poetiſche Ueberbleibſel von einer uralten griechiſchen oder lateiniſchen Fabel hätte auftreiben, und ſie mit einem hiſtoriſch-philologiſch-kritiſchen Commentariolo von ſechs oder zwölf Bogen verſehen können. Z. E., wenn ich die Gränzen der Gelehrſamkeit mit einigen wieder hergeſtellten Verſen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (caſſita) handelte, und in verſibus quadratis geſchrieben war. Doch anſtatt, daß einige deswegen Urſache haben ſollten, auf mich zu zürnen: ſo ſollten ſie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der ſie ihre Gelehrſamkeit ohne Pralerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber geweſen ſeyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieſer Stelle angebracht hätte. Allein da Herr Lamotte vor ſeinen Fabeln, Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns dieſe Arbeit ſchon über ſich genommen haben: ſo wird man die meinige ſehr gut entbehren, und dafür dieſe Nachricht von einigen alten Fabeln leſen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leſer überliefere, weiß ich nichts weiter zu ſagen, als daß ich erwarte, ob ſie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erſte wird die größte Belohnung ſeyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünſchen kann; das andre die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen laſſen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, im Märzmonat, 1746.

Vor-

Vorrede

zum zweyten Theile der Fabeln und Erzählungen der erſten Ausgabe.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwey Jahren herausgegeben, ſind ſo glücklich geweſen, den Beyfall der Kenner zu erhalten. Dieſes Glück vergnügt mich unendlich; und ich weiß nicht dankbarer dafür zu ſeyn, als daß ich dieſes offenherzig geſtehe. Man muß das ſtolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen; man muß oft in Furcht geweſen ſeyn, dieſe Ehre nicht zu verdienen; man muß ſich aller der Bemühungen bewußt ſeyn, durch die man ſeinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbeſſerungen, die uns oft mehr Arbeit gekoſtet, als das Ganze ſelbſt, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, ſie möchten für die Welt nicht ſchön genug ſeyn, mit widerſtehenden Händen weggeſtrichen hat: kurz, man muß ſelbſt ein Autor ſeyn, wenn man wiſſen will, was ein kluger Beyfall für eine unſchätzbare Belohnung, ja was dem Poeten ſchon eine zufriedne Miene, mit der ſich ein vernünftiges Frauenzimmer bey

dieſer

dieſer oder jener Stelle im Leſen glücklich aufhält, für ein Lobſpruch und für ein vollſtändiger Beweis iſt, daß er die Natur nicht verfehlet, und bey ſeiner Munterkeit die Ruhe des Wohlſtandes und der Ehrbarkeit nicht geſtöret hat. Ich fühle es, indem ich dieſes ſchreibe, daß ich mich ſelber lobe, und ich habe kaum Gewalt genug über mich, meine Eitelkeit zu bereuen.

So ſchmeichelhaft indeſſen dieſes Glück iſt: ſo iſt es doch um deſto gefährlicher, je leichter man ſich ſeiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig ſucht. Werde ich das, was ich durch den erſten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch den zweyten behaupten können? Wird die Welt eben ſo von dieſem neuen Verſuche urtheilen, als von dem erſten? oder würde es vortheilhafter für mich ſeyn, wenn er gar nicht zum Vorſcheine gekommen wäre? Man halte dieſes nicht für eine ſtolze Demuth; allein man ſchließe auch aus meiner Furchtſamkeit nicht auf ein böſes Gewiſſen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die erſten gekoſtet haben; und man wird ſelten nachläſſig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiß und die Behutſamkeit thun bey den Schriften des Witzes nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewiſſes Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieſes

Glück iſt uns oft entweder nur gewiſſe Jahre, oder nur zu gewiſſen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindungen: ſo verläßt uns doch zuweilen der Geiſt der Lebhaftigkeit, ich weiß nicht warum, wenn wir ſie ausführen, und ihnen den unſchuldigen Schmuck anlegen wollen, den gewiſſe Theile zu verlangen ſcheinen. Bald verſchlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Zierrathen, und bald ſuchen wir ſie gar zu mühſam auf. Bald können wir die natürliche, ungeſchmückte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, ſo ſehr wir auch unſer Gedächtniß ausfragen. Mit einem Worte: man kann ſich bey einer Schrift von dieſer Art viele Mühe geben, und doch kaum einige von den Schönheiten erreichen, welche den Charakter der Werke des Geſchmacks ausmachen, den Vaniere *) vortrefflich entworfen hat:

— — ama libellum,
Quem tecum relegant probentque docti,
Tecum intelligat imperita turba;
Quem bis terque legas, manuque ſemper
Reſumas auida; ſales nouosque
Quo plus triueris, eruens lepores.

Nugis non tumeat, magisque rebus
Quam verbis placeat: laborioſa
Lectorem breuitate nec fatiget,
Verborum neque prodiga nitentum
Vbertate grauet: roſae ſed inſtar,

Quae

*) Vaniere in *Opuſculis* p. 208.

Quae formoſior explicatiores
Nec frondes aperit, nec inuoluere
Suas celat opes iniquiori:
Sic nec pauca nimis loquatur;
Lectori neque nil relinquat, acri
Quod per ſe velit extudiſſe mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehret, daß die Fortſetzung ſolcher Arten von Schriften weniger Beyfall gefunden hat, als der erſte Verſuch? Man iſt mit dem, was der Autor eignes hat, ſchon bekannt, darum rührt es uns nicht ſo, wie das erſtemal. Oder man hat ſich in der erſten Sammlung für gewiſſe Stücke erklärt, und weil man für dieſe vortheilhaft eingenommen iſt: ſo ſcheinen uns die neuen eben deswegen ſchlechter zu ſeyn, weil ſie anders, als jene, ſind. Doch ich will mein Schickſal erwarten, und mir und meinen Leſern ſagen laſſen, ob ich meine Abſicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreicht habe, oder ob ich dieſes Amt lieber hätte niederlegen ſollen. Leipzig, im Märzmonat, 1748.

Inhalt.

Inhalt.

Fabeln und Erzählungen.

Erſtes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche : Seite 3
Der Zeiſig : : : 4
Der Tanzbär : : : 5
Die Geſchichte von dem Hute : 6
Der Greis : : : 8
Das Füllen : : : 9
Chloris S. 10. Der Kranke : 12
Der Fuchs und die Elſter : 14
Das Land der Hinkenden : : 15
Inkle und Yariko : : 16
Siehe den erſten Thl. des Zuſchauers, auf der 51 u. f. S.
Der Kukuk S. 19. Das Geſpenſt : 19
Der Selbſtmord S. 21. Die Betſchweſter 21
Nach dem Inhalte einer Comödie, welche eben dieſen Namen führet.
Der Blinde und der Lahme : 24
Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt auf der 232 S. anführet.
Der Hund : : 25
Der Proceß S. 27. Der Bettler 29
Das Pferd und die Bremſe : : 30
Die Reiſe S. 31. Das Teſtament : 33
Damötas und Phyllis : : 35
Die Widerſprecherin : : 37
Das Heupferd oder der Grashüpfer : 38
Semnon und das Orakel : : 39
Das Kartenhaus S. 41. Die zärtliche Frau 42
Der zärtliche Mann : : 43
S. des Abſtemius LX und CIII Fabel.
Die Spinne : : : 44
Die Biene und die Henne : : 45
Der ſüße Traum : : 47
Der Reiſende : : 49
Der erhörte Liebhaber : : 50
Der glücklich gewordene Ehemann : : 53
Der gütige Beſuch : : 54
S. des Abſtemius LXXV Fabel, de agricola poeta.

Der

Der Arme und der Reiche : Seite 54
Damokles : : : 55
S. den Cicero; Lib. V. Tuſc. quaeſt.
Die beyden Hunde S. 56. Selinde : 58
Der Schatz S. 60. Monime : 61
S. den Plutarch in dem Leben des Lucullus, auf der 503 S. a. edit. Wechel.
Der unſterbliche Autor : : 62
Der grüne Eſel : : : 63
S. des Abſtemius LXXX Fabel, de vidua et aſino viridi.
Der baroniſirte Bürger : : 64
Der arme Schiffer : : : 66
Das Schickſal : : 67
S. den Zuſchauer im III Thl. auf der 332 S. u. f.
Liſette S. 69. Die Verſchwiegenheit : 70
Die junge Ente : : : 72
Die kranke Frau : : 73
Der gute Rath : : 77
Die beyden Mädchen : : 78
Der Maler : : : 79

Zweytes Buch.

Die beyden Schwalben : : 83
Das Unglück der Weiber : : 84
Der ſterbende Vater : : 86
Der junge Dreſcher : : 87
Die glückliche Ehe : : 89
Die beyden Wächter : : 90
Das Kutſchpferd. : : 92
Die Fliege S. 92. Der arme Greis : 94
Calliſte. : : : 96
S. die Nachricht von dem Tode der Frau von Villacerfe, im fünften Theile des Zuſchauers, auf der 273 S. f.
Der Affe : : : 98
Der Bauer und ſein Sohn : : 99
S. Burcard Waldis, in dem ganz neuw gemachten und in Reimen verfaßten Eſopus, im dritten Buche, 178 Bl.
Der glückliche Dichter : : 100
Er hieß Chartier. S. Jöchers Gelehrten-Lexikon
Die Mißgeburt : : 101
Die Ente S. 104. Till : 104
Cleant S. 105. Der Wucherer : 106
S. das kurzweilige Luſthaus, 7 S.

Der

Der Tod der Fliege und der Mücke ſ Seite 107
Amynt S. 108. Herodes und Herodias ſ 109
Der Freygeiſt S. 113. Das Vermächtniß 115
Die Gutthat S. 115. Der Candidat ſ 116
Die ſchlauen Mädchen ſ ſ 117
S. Burcard Waldis, im erſten Buche ſeines Eſops, Bl. 51.
Epictet S. 118. Elpin ſ 119
Das Hoſpital ſ ſ ſ 119
Der betrübte Wittwer ſ ſ 122
Dictionaire de *Bayle*, v. *Aſclepiade*, n. A.
Der Tartarfürſt S. 123. Der junge Prinz 124
Elite de bons mots, T. II. p. 65.
Das neue Ehepaar ſ ſ 124
The Tatler, Vol. II. n. 82.
Der Jüngling S. 128. Eraſt ſ 130
Man erzählet eine eben ſo großmüthige Handlung von dem Herrn Saurin. S. Lettres ſerieuſes et badines, p. 616.
Das Pferd und der Eſel ſ 130
Cotil S. 131. Der beherzte Entſchluß ſ 132
S. Burcard Waldis, im vierten Buche, 288.
Der junge Gelehrte ſ ſ 133
Das junge Mädchen ſ ſ 134
S. Zinkgräfs deutſche Apophthegmata, im 3 Th. 314 S.
Die beyden Knaben ſ ſ 135
Die Bauern und der Amtmann ſ 136
Der Freyer S. 137 Emil ſ ſ 138
Vaniere Opuſcul. p. 213. (Cato ad amicum demirantem, quod nullam haberet Romae ſtatuam)
Malo, mihi ſtatuam cur non poſuere, viator
Exquirat; quam ſi, cur poſuere, roget.
Der Knabe S. 138. Der Lügner ſ 139
S. das 504 St. des Zuſchauers, im ſiebenten Theile.
Die Frau und der Geiſt ſ ſ 140
Philinde S. 141. Alceſt ſ 142
Der wunderbare Traum ſ ſ 143
Der Polyhiſtor ſ ſ 145
Die Nachtigall und der Kukuk. 146

Drittes Buch.

Der Informator ſ ſ 149
Elmire und Selinde S. 151. Hans Nord 152
Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von London aus, gemeldet worden.

Der

Der alte Dichter und der junge Kriticus ſ Seite 154
Alceſt ſ ſ ſ 154
S. Elite de bons mots, T. II. p. 47.
Der gehoffte Ruhm ſ ſ 156
S. die Rede des Cicero für den Plancius.
Der Freundſchaftsdienſt ſ ſ 157
Der großmüthige Räuber S. 158. Dorant 159
Der Arme und das Glück ſ 160
Der Schwätzer ſ ſ 160
Der ungerathne Sohn ſ ſ 161
Die beyden Schwarzen ſ ſ 162
S. den Spectator Vol. III. n. 215.
Der fromme General ſ ſ 163
Rhynſolt und Lucia ſ ſ 164
S. den Spectator Vol. VII. n. 419.
Der Schäfer und die Sirene ſ ſ 167
Die Bienen ſ ſ 169
Der Held und der Reitknecht ſ 170
Die Lerche und die Nachtigall ſ 171
Der Knabe und die Mücken ſ ſ 172
Die Wachtel und der Hänfling ſ 173
Der Hochzeittag ſ ſ 174
S. den Tatler, im zweyten Bande, No. 82.
Die Elſter und der Sperling ſ ſ 176
Der Geheimnißvolle S. 177. Die Lerche 178
Die beyden Wanderer ſ ſ 178
Das Glück und die Liebe ſ ſ 180
Der Affe ſ ſ ſ 182
Die Wittwe. Ein Mährchen ſ 184
Der junge Krebs und die Seemuſchel ſ 187
Das Kind mit der Scheere ſ 188
Die Affen und die Bären ſ ſ 189
Der Leichtſinn ſ ſ ſ 191
Der reiche Geizhals S. 191. Das Teſtament 193
Criſpin und Criſpine ſ ſ 194
Der Jüngling und der Greis ſ ſ 197

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes.

Die Lerche ſ ſ ſ 201
Der Schäfer und die Sirene ſ 211
Der Sperling und die Taube ſ 223

Fabeln

Fabeln und Erzählungen.

Erſtes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall ſang einſt mit vieler Kunſt;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunſt;
Die Blätter in den Gipfeln ſchwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora ſelbſt verzog am Horizonte,
Weil ſie die Sängerin nicht gnug bewundern konnte:
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele ſich noch zweymal ſchöner hören.
Sie ſchweigt darauf. Die Lerche naht ſich ihr,
Und ſpricht: Du ſingſt viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugeſprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du ſingſt das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und ſpricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich ſinge kurze Zeit. Warum? Um ſchön zu ſingen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange ſie gebeut, ſo lange ſing ich nur.
So bald ſie nicht gebeut, ſo hör ich auf zu ſingen;
Denn die Natur läßt ſich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt.
Natur und Geiſt, die euch beſeelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:

So ſingt, ſo lang ihr feurig ſeyd,
Und öffnet euch mit Meiſterſtücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geiſtreich der Natur zu Ehren;
Und ſcheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu ſpät mit Schande ſchweigt.
Wer, ſprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet ſich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit.

Der Zeiſig.

Ein Zeiſig wars und eine Nachtigall,
Die einſt zu gleicher Zeit vor Damons Fenſter hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu ſingen.
Und Damons kleinem Sohn gefiel der ſüße Schall.
„Ach welcher ſingt von beyden doch ſo ſchön?
„Den Vogel möcht ich wirklich ſehn!
Der Vater macht ihm dieſe Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, ſpricht er, ſind ſie alle beyde;
Doch welcher wird der ſchöne Sänger ſeyn?
Getrauſt du dich, mir das zu ſagen?
Der Sohn läßt ſich nicht zweymal fragen,
Schnell weiſt er auf den Zeiſig hin;
Der, ſpricht er, muß es ſeyn, ſo wahr ich ehrlich bin.
Wie ſchön und gelb iſt ſein Gefieder!
Drum ſingt er auch ſo ſchöne Lieder;
Dem andern ſieht mans gleich an ſeinen Federn an,
Daß er nichts kluges ſingen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieſer Knabe ſchließt?
Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
Der hat Verſtand, ſo dumm er iſt.

Star kömmt, und kaum iſt Star erſchienen,
So hält man ihn auch ſchon für klug.
Warum? Seht nur auf ſeine Mienen,
Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geſchicke;
Doch weil die Miene nichts verſpricht:
So ſchließt man bey dem erſten Blicke,
Aus dem Geſicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verſtand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen,
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern ſah,
So hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgeſtanden,
Was er geſehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an ſeiner Kette,
Auf polniſch ſchön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
Und gleich verſuchten es die Brüder;
Allein anſtatt, wie er, zu gehn,
So konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
Doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willſt klüger ſeyn als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt;
Doch je geſchickter du vor vielen andern biſt,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anſehn gab.
Er ſtarb und ließ bey ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krämpen aufzuſteifen.
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung ſtehn,
Und ſchreyt: Nun läßt der Hut erſt ſchön!
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und ſchmählt.
Ich, ſpricht er, ſehe wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verſtand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht ſein Vaterland!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den dreyfach ſpitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch ſagt, wie konnt es anders ſeyn?
Er gieng ſchon durch die vierten Hände,
Der Erbe färbt ihn ſchwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit ſah keiner noch, als der geſehen hat.
Ein weißer Huth ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, ſchwarz! ſo ſchickt es ſich.
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den ſchwarzen Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe trägt ihn in ſein Haus,
Und ſieht, er iſt ſehr abgetragen;
Er ſinnt, und ſinnt das Kunſtſtück aus,
Ihn über einen Stock zu ſchlagen.
Durch heiße Bürſten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle ſchreyen:
Was ſehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finſterniß verſchwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieſer große Geiſt erfand.
Er ſtarb und ließ bey ſeinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht die Künſtler groß
Und bey der Nachwelt unvergeſſen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Treſſen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn ſeitwärts auf den Kopf.
Ihn ſieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun iſt die Kunſt erſt hoch geſtiegen!
Ihm, ſchrie es, ihm allein iſt Witz und Geiſt verliehn;
Nichts ſind die andern gegen ihn!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des erſten Buchs.

Was mit dem Hute ſich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche ſagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Geſtalt:
Das Außenwerk ward neu; er ſelbſt, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zuſammen zieh,
Es gieng dem Hute faſt wie der Philoſophie.

Der Greis.

Von einem Greiſe will ich ſingen,
Der neunzig Jahr die Welt geſehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geſchehn.

Von einem Greiſe will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geſchah,
Und ſingen, was ich in Geſchichten
Von ihm, von dieſem Greiſe, ſah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe,
Der Greis nur ſoll mein Loblied ſeyn.

Singt von Beſchützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich ſinge nicht von Heldenthaten;
Der Greis ſey meine Poeſie.

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den ſich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und ſtarb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die ſchwere Bürde
Des ſtolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünſchte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter ſchmückt.

Wie ſelten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das ſie zu wünſchen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünſchte Zierde,
Wird dieſem Füllen aufgelegt.
Man führt es ſtreichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen ſoll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und ſtolz gefällt ſichs ſelber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! ſprach es zu dem nächſten Gaule,
Mich lobten alle, die mich ſahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die ſchwarzen Mähnen ſtolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und ſchwitzend ſprach es: Welche Plage
Iſt nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er iſt zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

Was wünſcht man ſich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu ſpät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen!
Und, ſeiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach ſtolzen Ehrenzeichen,
Und deſto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eiferſucht des Lebens ſatt,
Warf Chloris ſich betrübt auf ihre Lagerſtatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief ſie die Venus brünſtig an,
Ihr einen leichten Tod zu ſchenken.

Vielleicht war dieß Gebet ſo eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu ſeyn, und um den Tod zu flehen;
Wem dieß nicht widerſprechend ſcheint,
Der muß die Liebe ſchlecht verſtehen.

Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört ſie auf zu beten,
Und wünſcht nicht mehr, entſeelt zu ſeyn.
Er ſagt ihr tauſend Schmeicheleyen;
Er ſeufzt, er fleht, er ſchwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht geſtorben biſt;
Dein Damon ſchwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könnteſt du ihn doch durch deinen Tod betrüben!

Der meiſten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beyde kurze Zeit:
Und Chloris ließ ſich bald verſöhnt von dem umfangen,

Den ſie vor kurzem noch des Haſſes würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und ſtreichelt ihn mit buhleriſcher Hand.
Doch ſchnell erſtarren ihre Hände.
Wie, Venus! nähert ſich ihr Ende?
Sie fällt in ſanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Buſen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Iſts möglich, daß ich dieſes glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier ſieht er ſeine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Geſicht,
Als wollte ſie ſich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu ſie ſonſt die Neigung angetrieben,
Das ſcheint ſie auch, als Taube, noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O ſeht, wie putzt ſie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um ſich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waſchfaß hin, thut, was ſie ſonſt gethan,
Fängt Hals und Bruſt zu baden an.
Wie ſchön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was ſie zu lachen macht;
Sie hat, als Chloris ſchon, oft über nichts gelacht.
Itzt naht ſie ſich dem großen Spiegel,
Vor dem ſie manchen Tag in Mienen ſich geübt,
Beſieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt ſchon an, in ſich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz ſich koſtbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt dieſe Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umſonſt, ſpricht Venus, iſt dein Flehn;
Zur Taube ſchickte ſie ſich ſchön,
Und niemals werd ich ihr die Menſchheit wieder geben.

Sie

Sie hat geſeufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich ſtets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann ſie recht nach ihrer Neigung leben.
O! wenn ſich nur die Göttin nicht entſchließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben ſo, wie Chloris, handeln!
Man ſagt, daß ſie es Willens iſt.
Ach! Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf ſeiner Bruſt ein Täubchen ſitzen ſehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Geſicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange ſchon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur ſagte,
Und konnte doch von ſeiner Pein
Auf keine Weiſe ſich befreyn.
Ein altes Weib, der er ſein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magiſch Mittel vor,
Ihr müßt euch, ziſcht ſie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne ſetzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!
Der Kranke that, was ihm die Alte ſagte;
Denn ſagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu ſeyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, ſo bald es tagte,
Und trat an einen Leichenſtein,
Und las: „Wer dieſer Mann geweſen,
„Läßt, Wandrer, dich ſein Grabmal leſen,
„Er war das Wunder ſeiner Zeit,
„Das Muſter wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten ſagt:
„Er iſts, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.“

Hier

Hier ſetzt ſich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederſchmerz vermehrt ſich nur.
Er greift betrübt nach ſeinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und ſetzt ſich auf das nächſte Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm ſein Schmerz allmählig ab.
Er braucht ſogleich ſein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieſes fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich leſen,
Wer dieſer fromme Mann geweſen?
Der Küſter kam von ungefähr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben ſey?
Der Küſter läßt ſich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht ſagen.
Ach! hub er endlich ſeufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der loſe Künſte trieb,
Comödien und Verſe ſchrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Böſewicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo rühmlich ſpricht,
Der war gewiß ein Böſewicht.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag!
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht ich mir, etwas von deiner Kunſt zu hören.
So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein ſeidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht;
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.
Drauf fängt ſie ernſthaft an, und ſpricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren ſich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt ſich, wenn er geht,
Und er bewegt ſich nicht, ſo lang er ſtille ſteht;
Doch merken Sie, was ich itzt ſagen werde,
Denn dieſes iſt es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, ſo geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie ſehen, wenn ihr Fuß ſich reget,
Daß auch ihr Schwanz ſich mit beweget;
Itzt iſt ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und ſo geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reiſen,

Daraus

Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das ſey Ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweiſen.

Ja, dieſes hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geiſter giebt, die alles demonſtriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder ſie verſtehn, ſprach dieſes ſchlaue Vieh,
Um deſto mehr beweiſen ſie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menſchen fand,
Der nicht geſtottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder ſah den Uebelſtand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müſſen
Und gieng einher mit ſteifen Füßen.
Er gieng, ein jeder ſah ihn an,
Und alle lachten, die ihn ſahn,
Und jeder blieb vor Lachen ſtehen,
Und ſchrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für ſeine Pflicht,
Den Vorwurf von ſich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden ſprechen hört.
Er ſtammelt nicht; genug zur Schande!
Man ſpottet ſein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht ſind, uns ſagen.
Wir ſelber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger iſt, als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinſt, die uns zuerſt gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebſte Gut, das Leben,
Der ungewiſſen See auf Bretern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinſt, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verluſt, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte ſeiner Jugend;
Denn Handeln war ſein Witz, und Rechnen ſeine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Chriſtenthum und unſern Geiz gelehrt.
Er ſieht Amerika; doch nah an dieſem Lande
Zerreißt der Sturm ſein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle ſoll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beſchirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte ſich zuletzt bey einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewiſſem Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.
Ein plötzliches Geräuſch erſchreckt ſein ſchüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen ſpringt aus dem Gebüſch hervor,
Und ſieht mit ſchnellem Blick den Europäer liegen.
Sie ſtutzt. Was wird ſie thun? Beſtürzt zurücke fliegen?
O nein! ſo ſtreng und deutſch ſind wilde Schönen nicht.
Sie ſieht den Fremdling an; ſein rund und weiß Geſicht,
Sein Kleid, ſein lockicht Haar, die Anmuth ſeiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält ſie mit Luſt zurücke.

Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwiſſend in der Kunſt, durch Zwang verſtellt zu ſeyn,
Verräth ſie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge ſprach von Gunſt, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten ſpeiſt ſie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durſt ſich zu befreyn.
Durch Lächeln räth ſie ihm, getroſt und froh zu ſeyn.
Sie ſah ihn zehnmal an, und ſpielt an ſeinen Haaren,
Und ſchien verwundernsvoll, daß ſie ſo lockicht waren.
So oft der Morgen kömmt, ſo macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden ſchlage!
Sie bringt ihm manch Geſchenk, und ſchmückt ſein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von ſchönen Muſchelſchalen
Muß, wenn ſie ihn beſucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt ſie ihn zu einem Waſſerfall,
Und unter dem Geräuſch und Philomelens Schall
Schläft unſer Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht ſie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz ſo edel ſeyn?
Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden ſich durch ſelbſt erfundne Töne:
Kurz, er verſteht ſein Kind, und ihn verſteht die Schöne.
Oft ſagt ihr Inkle vor, was ſeine Vaterſtadt
Für ſüße Lebensart, für Koſtbarkeiten hat.
Er wünſcht, ſie neben ſich in London einſt zu ſehen;
Sie hörts, und zürnet ſchon, daß es noch nicht geſchehen.
Dort, ſpricht er, kleid ich dich, und zeiget auf ſein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Koſtbarkeit;
In Häuſern, halb von Glas, beſpannt mit raſchen Pferden,
Sollſt du in dieſer Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dieß Kind, und ſieht, indem ſie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erſcheint.
Es glückt ihr, was ſie wünſcht, in kurzem zu entdecken;
Sie ſieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an ſeiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das ſie ſteigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff ſetzt ſeinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados *); doch dieſes war der Ort,
Wo Inkle ganz beſtürzt ſein Schickſal überdachte,
Als ſchnell in ſeiner Bruſt der Kaufmannsgeiſt erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dieß war für ſeinen Geiz ein trauriges Geſchick.
So hab ich, fieng er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See, mit Müh und Angſt, durchſchwommen?
Er ſtillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, ſie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, ſie weint, ſie ſchreyt. Nichts! er verkaufet ſie.
Mich, die ich ſchwanger bin, mich! fährt ſie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuſchlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier ſpricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, iſt das Weib, ſie heißt Yariko!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich geweſen!
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil leſen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnſt du, Böſewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,

Das

*) Barbados iſt eine von den caraibiſchen Inſeln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein großer Sklavenhandel daſelbſt getrieben.

Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entſagte,
Mit dir das Meer durchſtrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beſte Herz beſaß, verhandelſt du aus Geiz?
Sey ſtolz! Kein Böſewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich ſeyn, dein Laſter nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was ſpricht man, fieng er an zu ſchreyen,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeyen?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„Auch dieſe lobt man hier und dort.
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
„Was, rief er, ſpricht man denn von mir?
Das, ſprach der Staar, das weiß ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.

Das Geſpenſt.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Geſpenſt gequält.
Er ließ, des Geiſts ſich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberſpruch.
Der Geiſt entſetzte ſich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Beſuch.

Ein Dichter zog in dieſes Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein geweſen,
Bat ſich des Dichters Zuſpruch aus,
Und ließ ſich ſeine Verſe leſen.
Der Dichter las ein froſtig Trauerſpiel,
Das, wo nicht ſeinem Wirth, doch ihm ſehr wohl gefiel.
Der Geiſt, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter ſah,
Erſchien, und hörte zu; es fieng ihn an zu ſchauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh der andre kam, ſo war er nicht mehr da;
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geiſt erſchien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! ſprach der Wirth bey ſich, dich will ich bald verjagen;
Kannſt du die Verſe nicht vertragen?
Die dritte Nacht blieb unſer Wirth allein.
So bald es zwölfe ſchlug, ließ das Geſpenſt ſich blicken;
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu ſchreyn,
Der Dichter (lauft geſchwind!) ſoll von der Güte ſeyn,
Und mir ſein Trauerſpiel auf eine Stunde ſchicken.
Der Geiſt erſchrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener ſollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geiſt verſchwand,
Und ließ ſich niemals wieder ſehen.

Ein jeder, der dieß Wunder lieſt,
Zieh ſich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht ſo elend iſt,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn ſich ein Geſpenſt vor ſchlechten Verſen ſcheut:
So kann uns dieß zum großen Troſte dienen.
Geſetzt, daß ſie zu unſrer Zeit
Auch legionenweis erſchienen:
So wird, um ſich von allen zu befreyn,
An Verſen doch kein Mangel ſeyn.

Der

Der Selbſtmord.

O Jüngling lern aus der Geſchichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!
Ein Beyſpiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Troſt und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;
Den zwang die Macht der ſchönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;
Er ſeufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war ſein Flehn.
Fußfällig klagt er ihr ſein Leiden;
Umſonſt! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, ſchreyt er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.
Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und : : o was kann verwegner ſeyn!
Kurz, er beſieht die Spitz und Schneide,
Und ſteckt ihn langſam wieder ein.

Die Betſchweſter.

Die frömmſte Frau in unſrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die ſtets den Mund voll Andacht hat,
Wird dieſe nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich iſt ihr Lebenslauf!
Kaum ſteht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenſchlage:
So ſucht ſie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob ſie gleich den Schritt in ſechzig ſchon gethan:
So ruft ſie doch den Herrn noch heut um Keuſchheit an.
Und ob ſie gleich noch nie ſich ſatt gegeſſen:

So fleht ſie doch um Mäßigkeit im Eſſen,
Und ob ſie gleich auf alle Pfänder leiht:
So ſeufzt ſie doch um Troſt bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie lieſt das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder ſtimmt ſie täglich an.
Wer kömmt? Iſts nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willſt du ſie vielleicht im Singen ſtören?
Nein, wenn ſie ſingt, kann ſie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor,
Soll ſie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?
Sie ſingt, und trägt das Eſſen ſingend auf,
Sie ißt, und ſchmählt auf böſer Zeiten Lauf;
Allein wer klopft ſchon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Biſſen Brod ꝛ ꝛ
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr ſingt und betet nicht?
„Seyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wenn ſeht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünſtig ſchreyn und flehen!
Doch iſt die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltſinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie beſſert ſie durch Vorwurf und Verweis,
Und weiſ't ſie zu Gebet und Fleiß;
Iſt dieſes nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Iſt wohl ein frommes Weib in unſrer ganzen Stadt,

Das

Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinſte Zeitung bringen:
So eilt ſie doch, dem Weibe beyzuſpringen.

Ach ja! Beatens Herz iſt willig und bereit,
Die Welt mag noch ſo viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weiß ſich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um deſſen Sarg ihr Kranz ſich nicht verdient gemacht?
Wenn ſprechen nicht die Leichengäſte:
Beatens Kranz war doch der beſte!
Welch ſchönes Crucifix! von wem wird dieſes ſeyn?
Beate ſchickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt ſie mein Erblaſſen:
So wird ſie meinen Sarg gewiß verſilbern laſſen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird ſie künftigs neue Jahr,
So ſehr die andern ſie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, ſie ſolls aus Ehrſucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collecte
Mit langſam ſchlauer Hand ein volles Briefchen ſteckte?
Beate wars, ſie leiht dem Herrn,
Und was ſie giebt, das giebt ſie gern.
Was kann denn ſie dafür, daß es die Leute ſehen?

Beate! laß die Läſtrer ſchmähen.
Und laß ſie aus Verleumdung ſprechen:
Du wollſt die Allmacht nur beſtechen,
Daß für den Wucher, den du treibſt,
Du einſtens ungeſtrafet bleibſt.
Laß dich von andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du der Welt gern Laſter anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebſte Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;

Als hätteſt du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt! dieß kann nicht ſeyn;
Denn betend ſteht ſie auf, und ſingend ſchläft ſie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft ſchon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten ſoll.
Dir, ſpricht der Lahme, beyzuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.
Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen:
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines ſeyn.
Der Lahme hängt, mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für ſich allein,
Und nicht für mich bekümmert ſeyn.
Beſchwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den ſie dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein,
Wir dürfen nur geſellig ſeyn.

Der

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu ſtehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte,
Dieſen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krumholzöl und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequemen,
Wider Willen, einzunehmen.
Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor, ausgeſtanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erſeufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermſter ſo geſchwind:
O! ſo kannſt du ſicher ſchreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle ſind.

Wie zufrieden ſchlief ich ein!
Sollt ich nur ſo manches Bein,

Das

Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.

Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbey;
Eines wirſt du bey den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey ſchwachem Muthe,
Noch den Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: laß mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich : : doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd ich wiederum geſund;
Will ich dir bey meinem Leben
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt : : Hier ſtarb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tauſend wirft er mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.

O ſchwere

O ſchwere Laſt der Eitelkeit!
Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
Sucht man ſich Güter zu erwerben;
Verdient ein ſolches Glück wohl Neid?

Der Proceß.

Ja, ja Proceſſe müſſen ſeyn!
Geſetzt, ſie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Beſtimmet und entſchieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und ſtreite nur.
Du ſiehſt, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, ſetz alles auf,
Und laß dem Handel ſeinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was ſprecht ihr Nachbar? Dieſer Rein,
Der ſollte, meint ihr, euer ſeyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.
„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder ſagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit : :
Gevatter, ihr ſeyd nicht geſcheit!
Verſteht ihr mich? Ich wills euch lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher ſanfte ruhn;
Das Recht, das ſoll den Ausſpruch thun.
So ſaget Kunz, ſchlägt in die Hand,
Und rückt den ſpitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich dieſen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.
Der Zorn bringt ihn zu ſchnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.

Allein,

Allein, Herr Glimpf, ſein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, ſprecht ihr, kann das möglich ſeyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, ſtellt das Reden ein,
Sonſt werd ich, dieſen Schimpf zu rächen,
Gleich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.
Ich ſag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen,
Der, denkt nur, ſpricht, der ſchmale Rein,
Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.
Kein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es ſich.
Genug, verklagt den Ungeſtümen!
Ich will mich zwar nicht ſelber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Juriſt;
Doch dieſes könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß, ſeit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden iſt?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr ſollt ſie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch verſprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geſchrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müſſen ſchwören,
Und dieſe ſchwören insgeſammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.
Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich ſchlecht.
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hätteſt nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Proceſſe ſeinen Lauf,
„Ich ſchwör euch, endlich durchzudringen;
„Doch : :
Herr, ich hör es ſchon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum ſo lange Zeit?
Dieß, Leſer, kann ich dir nicht ſagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O ſeht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verſtritten,
Und Haus und Hof ſchon angeſchlagen ſind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs Höchſte treiben;
Ihr ſeht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus.
Und bat ſich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.

Ich, ſprach er, kenn ihr chriſtlich Herze;
Sie ſorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächſten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird ſie bewegen!
Sie ſehn, ich fordre nichts mit Unbeſcheidenheit;
Nein, ich verlaſſe mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

Dieß iſt die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn ſie um unſern Beyfall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verſtehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpreſſen;
Nein, er verläßt ſich bloß auf unſre Billigkeit;
Doch daß wir dieſe nicht vergeſſen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beyden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremſe.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, ſchön von Geſtalt,
Und, wie ein Menſch, ſtolz in Geberden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem ſtolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durſtig auf die naſſe Stange
An ſeinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weißen Schaume,
Der heeficht am Gebiſſe floß.
Geſchmeiße! ſprach das wilde Roß,
Du ſcheuſt dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich ſchüttle nur: ſo mußt du zittern.
Es ſchüttelte; die Bremſe wich.

Allein,

Allein, ſie ſuchte ſich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu ſtechen,
Und ſtach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erſchrack, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eiſen ſtecken,
Und brach ein Bein; hier lag der ſtolze Gaul.

Auf ſich den Haß der Niedern laden,
Dieß ſtürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir ſchaden.

Die Reiſe.

Einſt machte durch ſein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewiſſe Zeit auf Reiſen gehen ſollte,
Um ſich in Künſten umzuſehn.
Er ließ genaue Karten ſtechen,
Und gab dazu noch jedem das Verſprechen,
Ihm, würd er nur, ſo weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen ſeiner Schätze
Alsdann auf Reiſen beyzuſtehn.
Es war das deutlichſte Geſetze,
Das jemals noch die Welt geſehn;
Doch weil die meiſten ſich vor dieſer Reiſe ſcheuten,
So ſah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu ſich ſelbſt und zur Bequemlichkeit
Half das Geſetz ſehr ſinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verſtand,
Den er bequem für ſeine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.
Man machte ſich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reiſten nur im Geiſt,

Staatl. Bibliothek Regensburg

Und überredten ſich, als hätten ſie gereiſt.
Noch andre ſchafften das Geräthe
Zu ihrer Reiſe fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur ſtets reiſefertig thäte;
So hätte man die Reiſe ſchon gethan.
Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten ſie die ganze Welt durchgehn;
Sie reiſten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl ſey nun genug geſchehn.
Noch andre ſuchten auf den Reiſen
Noch mehr Gehorſam zu beweiſen,
Als den, den das Geſetz befahl;
Sie reiſten nicht durch grüne Felder,
O nein, ſie ſuchten finſtre Wälder,
Und reiſten unter Furcht und Qual;
Behängten ſich mit ſchweren Bürden,
Und glaubten, wenn ſie ausgezehrt,
Und ſiech und krank zurücke kommen würden,
So wären ſie des beſten Amtes werth.
Sie reiſten nie auf Koſten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reiſekoſten an,
Damit ſie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Iſt nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt ſich der Dichter nicht, uns Dinge vorzuſagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl ſo ſtumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgeſtellt?
Dieß ſind unſinnige Geſchöpfe,
Und nicht Bewohner unſrer Welt.
O Freund! was zankſt du mit dem Dichter?
Sieh doch die meiſten Chriſten an;
Betrachte ſie, und dann ſey Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heißen kann?

Das

Das Teſtament.

Philemon, der bey großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaß,
Und andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzuſtehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als ſie;
Iſt dieß nicht ſchon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.
Nein, ſprach er, laßt ſie neidiſch ſchmähn,
Sie werden ſchon nach meinem Tode ſehn,
Wie viel ſie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menſchen nützen können.
Er ſtirbt. Man findt ſein Teſtament,
Und lieſt: Ich will, daß einſt, nach meinem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beyden Nachbarn erben,
Weil ſie dieß Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünſcht dieß Teſtament!
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles dieſen beyden?
Die beyden Nachbarn ſehn vergnügt
Den Sinn des Teſtaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu proceſſiren,
Sonſt hätten beyde nichts gekriegt.
So aber kriegten ſie das völlige Vermögen.
Wie rühmten ſie den Sel'gen nicht!
Er war die Großmuth ſelbſt, er war der Zeiten Licht,
Und alles dieß des Teſtamentes wegen;
Denn eh er ſtarb, war ers noch nicht.
Sind unſre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kaſten Ruh und Leben.

Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre ſchnarchend liegen,
Und wünſcht mit Thränen ſich Verſtand,
Die ſchlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böſe Träum erſchreckt,
Als ob man ihn beſtohlen hätte,
Mit ſchnellen Füßen aus dem Bette,
Und ſucht den Ort, wo er den Schatz verſteckt.
Er martert ſich mit tauſend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu ſehn,
Und nimmt aus Geiz ſich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hatt' er ſich noch ſatt gegeſſen;
Reich hungert er, bey halbem Eſſen,
Und ſchnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab,
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Laſt und ſeine Plage.
Der andre Nachbar lachte ſein.
Der Thorheit, ſprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt ſein Wort, und ſah, in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gaſſen, wo er ſonſt ſtolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt ſein Fuß ganz unbekannt.
Ach! ſprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns ſein Gut vermacht.
Du hungerſt karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu beſitzen;
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas

Damötas und Phyllis.

Damötas war ſchon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Doch konnte ſeine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab ſich alle Müh;
Doch ſeine Spröde hört ihn nie.
    Er ſprach: Zwey Bänder geb ich dir;
Auch ſoll kein Warten mich verdrießen;
Verſprich nur, ſchöne Phyllis, mir,
Mich dieſen Sommer noch zu küſſen.
Sie ſieht ſie an, er hofft ſein Glück;
Sie lobt ſie, und giebt ſie zurück.
    Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle ſeine Heerden.
So viel? Dieß iſt ein theurer Kauf.
Nun wird ſie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unſre Phyllis ein;
Mit finſtrer Stirne ſprach ſie: Nein!
    Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willſt du ewig widerſtreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief ſie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.
    Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu ſeinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey ſeinen Heerden eingeſchlafen;
Er ſchlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer ſtehn.
    Wie roth, ſpricht Phyllis, iſt ſein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entſchließen.
O! thäte nicht ſein böſer Hund,
Ich müßte dieſen Schäfer küſſen.

Sie geht; doch da ſie gehen will,
So ſteht ſie vor Verlangen ſtill.
Sie ſieht ſich dreymal ſchüchtern um,
Und ſucht die Zeugen, die ſie ſcheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln ſtumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie ſinnt, bis daß ſie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.
Hier ſteht nunmehr das gute Kind;
Allein ſie kann ſich nicht entſchließen.
Doch nein, itzt bückt ſie ſich geſchwind,
Und wagts, Damöten ſanft zu küſſen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.
Wie ſüße muß ein Kuß nicht ſeyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder ſich, als erſt, zu ſcheun,
Und läßt ſich bey dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt ſich nicht in Acht;
Sie küßt ihn und Damöt erwacht.
O! fieng Damöt halb ſchlafend an,
Mißgönnſt du mir die ſanfte Stunde?
Dir, ſprach ſie, hab ich nichts gethan,
Ich ſpielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es ſteht nicht fein,
Ein Schäfer und ſtets ſchläfrig ſeyn.
Jedoch, was giebſt du mir, Damöt?
So ſollſt du mich zum Scherze küſſen.
Nun, ſprach der Schäfer, iſts zu ſpät;
Du wirſt an mich bezahlen müſſen.
Drauf gab die gute Schäferin
Um einen Kuß zehn Küſſe hin.

Die Widerſprecherin.

Iſmene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daß ſie widerſprach.
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle dieſe Tugend haben;
Doch, wenns auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und ſag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft verſucht, und manche ſchön genannt,
So häßlich ſie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß ſie mir widerſprechen ſollte;
Allein ſie widerſprach mir nicht.
Und alſo iſt es falſch, daß jede widerſpricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Itzt komm ich wieder zu Iſmenen.
Iſmenen ſagte mans nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, ſie widerſprach.
Einſt ſaß ſie mit dem Mann bey Tiſche;
Sie aßen unter andern Fiſche,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann, mein Engel, iſt mir recht:
So iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten.
Das, rief ſie, hab ich wohl gedacht;
So gut man auch die Anſtalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu ſpotten.
Ich ſag es Ihnen kurz, der Hecht iſt gar zu blau.
Gut, ſprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber ſtreiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
So wie dem welſchen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Naſ' und Lefzen ſteigt,
Sie roth und blau durchſtrömt, lang aus einander treibet,
In beyden Augen blitzt, ſich in den Flügeln ſträubet,
In alle Federn dringt, und ſie gen Himmel kehrt,

Und zitternd mit Geſchrey und Poltern aus ihm fährt:
So ſchießt Jsmenen auch, da dieß ihr Liebſter ſpricht,
Das Blut den Augenblick in ihr ſonſt blaß Geſicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Naſe länger;
Jhr Haar bewegte ſich, ſtieg voller Zorn empor,
Und ſtieß, indem es ſtieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng ſie zitternd an: Jch, Mann! ich, deine Frau,
Jch ſag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt ſie doch nicht trinken!
Jhr Liebſter geht, und ſagt kein Wort;
Kaum aber iſt ihr Liebſter fort,
So ſieht man ſie in Ohnmacht ſinken.
Wie konnt es anders ſeyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!
Ein plötzliches Geſchrey bewegt das ganze Haus.
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man ſtreicht ſie kräftig an; kein Balſam will ſie ſtärken,
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben iſt zu merken.
Man nimmt verſengtes Haar, und hälts ihr vors Geſicht.
Umſonſt! Umſonſt! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geiſt ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt, und ſchreyt: Du ſtirbſt, mein Leben!
Du ſtirbſt? Jch armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerſtreben!
Ach, der verdammte Fiſch! Gott weiß, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam ſie wieder Leben.
Blau war er, rief ſie aus, willſt du dich noch nicht geben?
So that der Geiſt des Widerſpruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigſten Geruchs.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und ſchlecht beſpannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bey dieſem ſchweren Wagen.
Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und ſprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.
Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirſt an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir ſchenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schickſal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphiſchen Altar.
Die Gottheit weigert ſich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie ſpricht: Du wirſt ein großes Glück genießen;
Doch wirds dein Unglück ſeyn, ſo bald du es wirſt wiſſen.
Iſt Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächſt ſein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich beſiegt:
So laß mich gröſſres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Menſch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt ſein Glück, nicht, weils die Gottheit ſaget;
Nein, weil ers ſchon gewünſcht, eh er ſie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn ſie vom Unglück ſpricht?
O nein! denn dieſes wünſcht er nicht.
Durch Klugheit denkt er ſchon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will ſein Schickſal hören.
Du wirſt, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunſt den Scepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen ſahn,
Dereinſt durch einen Wink regieren.

Geſtärkt durch dieſes Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land im Geiſt ſchon ſeines Reiches Größ en;
Und läßt ſchon, ohne Volk, ſein Heer das Schwerdt entblößen.
Allein ſo froh er war, ſo war ers nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wiſſen wollte,
Die Zeit, in der ſein Fuß den Thron beſteigen ſollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederſchlug.
Und, ſprach er, wenn ich auch nun bald den Thron beſtiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?
Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphiſchen Apoll ſich noch einmal zu nahn.
O Thor! verſetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wiſſe denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit!
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!
Er that darauf im Kriege ſich hervor,
Und ſtieg, aus einem niedern Stande,
Zur höchſten Würd' im Vaterlande
Durch ſeine Tapferkeit empor.
Das ihm ſo günſtige Geſchicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bey immer größerm Glücke,
Der Liebling ſeiner Königin.
Sie ſchenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig ſchmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb ſcheut,
Erfüllt ihn halb mit Froſt, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünſcht er tauſendmal ſein Schickſal nicht zu kennen,
Um ſo für ſie, wie ſie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs ſpröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er ſtirbt vor ihren Füßen.
Sagt, Menſchen, iſts kein Glück, ſein Schickſal nicht zu wiſſen?

Das

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieſes Haus wird fertig ſeyn.
Nun ſteht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erſchüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.
Die Mutter kann im Lomberſpielen,
Wenn ſie den letzten Satz verſpielt,
Kaum ſo viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr beſtürztes Kind itzt fühlt.
Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entſchließt ſich ſehnſuchtsvoll,
Ein neues Luſtſchloß aufzuführen,
Das dem zerſtörten gleichen ſoll.
Die Sehnſucht muß den Schmerz beſiegen;
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!
Nun will ich mich wohl beſſer hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tiſch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht!
Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen,
Das Kind hört auf, ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbeſtand der Güter,
Du ſiehſt dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich ſind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge ſeyn.

Bey Gütern, die wir ſtets genießen;
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt iſt nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geſchlecht,
Die Liebe nicht von Herzen gienge!
Das Alter ſang in dieſem Ton;
Von ſeinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, dieſen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, ſo hört ein Beyſpiel an,
Das ich für alle Männer ſinge.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, ſtärke mich, daß mir ein Lied voll Geiſt,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir, zu geſetzter Zeit,
Ein Weib von ſo viel Zärtlichkeit,
Als dieſe war, die ich beſinge!

Clarine liebt den treuſten Mann,
Den ſie nicht beſſer wünſchen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dieß unglaublich ſcheint:
So wiſſe nur, ſeit der beglückten Stunde,
Die ſie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubſt du's doch, mein Freund?
Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beyde;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! ſprichſt du, ſo ein Weib, ſo eines wünſcht ich mir!

Ja wohl! ich wünſch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannſt du ſie noch bekommen.
Krank, ſag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält ſich viele Tage lang;
Von ganzen Strömen Schweiß war ſein Geſicht umfloſſen;
Doch noch von Thränen mehr, die ſie um ihn vergoſſen.
Tod! fängt ſie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! ſchreyt ſie, lieber Tod
Hier liegt er, hier in dieſem Bette.

Der zärtliche Mann.

Die ihr ſo eiferſüchtig ſeyd,
Und nichts als Unbeſtändigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O! Weiber, überwindet euch;
Leſ't dieß Gedicht, und ſeyd zugleich
Beſchämt und ewig widerleget.
Wir Männer ſind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns iſt die Treu ins Blut geſchrieben.
Beweiſt es! hör ich alle ſchreyn.
Recht gut! Es ſoll bewieſen ſeyn.

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! Kein Kluger glaubt ſie mehr.
Nein, nein, die Weiber ſiechten alle,
Wenn dieſes Uebel ſchädlich wär,
Genug, ſie wird ſehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuſchütten;

Er läßt für ſeine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebräuchlich war;
Und doch vermehrt ſich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und ſchreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, ſpricht die Frau, ſtell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen ſterben,
Verſprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.
Er ſchwört, ſich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, ſoll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib beſiegt.
Er ſchwört. Nun ſtirbt ſein Weib vergnügt.
Wer kann den Kummer wohl beſchreiben,
Der unſern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng iſt ihm ſein Haus, zu klein iſt ihm die Welt.
Er opfert ſeiner Frau die allertreuſten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, ſucht keine Lagerſtatt;
Er klagt, und iſt des Lebens ſatt.
Indeß befiehlt die Zeit, ſie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr ſchwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was ſoll dieſes ſeyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszuſuchen?
Geſetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen laſſen.
Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
Er wird ſich mit der Zeit ſchon faſſen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künſte,
Warf vom durchſichtigen Geſpinſte
Die Spinne manchen finſtern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;

So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der itzt, von ſeinem Werth erhitzet,
In Werken ſeiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben ſitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen ſchießt.
Der Seidenwurm, den erſt vor wenig Tagen
Der Herr zur Luſt mit ſich ins Haus getragen,
Sieht dieſer Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webſt denn du?
Unwiſſender! läßt ſich die Spinn erbittert hören,
Du kannſt mich noch durch ſolche Fragen ſtören?
Ich webe für die Ewigkeit.
Doch kaum ertheilte ſie den trotzigen Beſcheid:
So reißt die Magd, mit Borſten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

Die Kunſt ſey noch ſo groß, die dein Verſtand beſitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn ſie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, ſprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That geſtehn:
So lange Zeit als ich dich kenne,
So ſeh ich dich auch müßig gehn,
Du ſinnſt auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht ſo ſehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke ſitzen,
Dann fliege zu dem Roſenſtrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.

Was brauchſt du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir ſo manchen Morgen
Mit Eyern unſer Haus verſorgen.

O! rief die Biene, ſpotte nicht!
Du denkſt, weil ich bey meiner Pflicht
Nicht ſo, wie du bey einem Eye,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreye:
So, denkſt du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenſtock ſey mein Beweis,
Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So ſind wir nicht auf uns bedacht;
Wir ſammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unſer Fleiß kein groß Geräuſch,
Und ſchreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neſte, heiſch:
So präge dir es itzund ein:
Wir haſſen allen ſtolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Roſt und Kuchen
Fleiß, Kunſt, und Ordnung unterſuchen.

Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath ich dir, zu gehn.

O Spötter, der mit ſtolzer Miene,
In ſich verliebt, die Dichtkunſt ſchilt,
Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn:

So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragſt, was nützt die Poeſie?
Sie lehrt, und unterrichtet nie.
Allein wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu ſagen.

Der ſüße Traum.

Mit Träumen, die uns ſchön betrügen,
Erfreut den Timon einſt die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er ſieht, aus ſeines Bettes Mitte
Steigt ſchnell ein großer Schatz herauf;
Und ſchnell baut er aus ſeiner Hütte
Im Schlafe ſchon ein Luſtſchloß auf.
Sein Vorſaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf ſich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend ſieht er ſich geliebt.
Er ſieht von Doris ſich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich beſiegt?
Sein Schlafgeſelle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß ſich ſein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es iſt ein Traum, ermuntre dich!

O böſer Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängſtlich, bringſt du mich!
Du macheſt, daß mein Traum verſchwindet;
Warum entziehſt du mir die Luſt?
Genug, ich hielt ſie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienſtbefliſſenheit;
Oft ſeyd ihr unſrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unſre Lehrer ſeyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unſer Herz mit Luſt beſitzt?
Und der, ſo heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder ſchad't, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meiſten Arten von Vergnügen
Entſtehen, weil man dunkel ſieht.
Was denkt der Held bey ſeinen Schlachten?
Er denkt, er ſey der größte Held.
Gönnt ihm die Luſt, ſich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Liſetten?
Er glaubt, daß ſie die Keuſchheit iſt.
Er irrt; ich wollte ſelber wetten;
Doch ſchweigt, wenn ihr es beſſer wißt.
Was denkt der Piloſoph im Schreiben?
Mich lieſt der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Luſt zum Denken hat.

Durch-

Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein ſüßer Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es ſey auch tauſendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verſchwinden:
So wär es ſchlimm, ein Menſch zu ſeyn.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungeſtümem Wetter,
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zevs läßt ſich nicht bewegen;
Der Himmel ſtürmt mit Wind und Regen;
Denn ſtürmiſch ſollt es heute ſeyn.

Der Wandrer ſetzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und ſchnell ihm, ſtill zu ſtehn, gebietet;
So oft ertönt ein Läſterwort.

Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In dieſem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So ſieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen ſtehn.

Der Räuber greift nach ſeinem Bogen,
Den ſchon die Näſſe ſchlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen ſind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren ſoll.

O Thor! läßt Zevs ſich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenſchein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, iſt die Furchtſamkeit;
Was helfen dir die ſüßen Triebe
Bey einer ſtummen Schüchternheit?
Du liebſt, und willſt es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu geſtehn;
Was deine Lippen ihr nicht ſagen,
Soll ſie in deinen Augen ſehn.
Im Stillen trägſt du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünſcheſt, daß ſie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht ſagen kann.
Du hörſt nicht auf, ſie hoch zu achten,
Und ehrſt ſie durch Beſcheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch ſchmachten,
Und wartet auf Beſtändigkeit.
Sie läßt dich in den Augen leſen,
Wie viel dir dieſer Vorzug nützt;
Erſt liebt ſie dein beſcheidnes Weſen,
Und endlich den, der es beſitzt.
Ein Jahr verfließt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für ſeine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den erſten Kuß auf ſie.
Ein Jahr! Und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das iſt lächerlich.
Warum rief er, beym erſten Blicke,

Nicht

Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und ſeht, und nehmt ſie ein.
Und euren Muth recht zu beſeelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einſt Jesmin ſehr ſchnell erhielt.

Ein junger Menſch, der gütigſt wollte,
Daß jedes ſchöne Kind die Ehre haben ſollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu ſeyn;
Jesmin ſah Sylvien, das heißt, ſie nahm ihn ein.
Er ſah ſie in dem Fenſter liegen,
Ward ſchnell beſiegt, und ſchwur, ſie wieder zu beſiegen.
Die halbe Nacht verſtrich, daß mein Jesmin nicht ſchlief;
Er ſann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellſten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zuſammen.
Der Brief ward fortgeſchickt, und für ſein baares Geld
Ward auch der Brief getreu beſtellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und ſchreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen ſeine Quaal,
Er redt von ſtrengen Liebeskerzen,
Von Augenſonnen, heiß an Pein;
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtſchein;
Und ſchwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getroſt, Jesmin, verſiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfließen,

Von deines Briefes Gluth erweicht, zerſchmelzen müſſen.
Der Brief wird fortgeſchickt, und richtig überbracht,
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eiſen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den erſten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb
Und ihre Sprödigkeit iſt ein verſtelltes Weſen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu leſen.
Wie könnte ſie dem heißen Flehn,
Und, da ſie ihn ohnlängſt geputzt geſehn,
Der reichen Weſte widerſtehn?
Ich weiß noch einen Rath, und dieſer Rath wird glücken,
Durch Verſe kann man ſehr entzücken:
In Verſen, mein Jesmin, in Verſen ſchreib an ſie;
Siegſt du durch Verſe nicht, Jesmin! ſo ſiegſt du nie.
Er folgt. O wünſcht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebahr!
Was konnte man auch anders ſchließen,
Da ſeine Proſa ſchon ſo hoch und feurig war?
Kaum hatte Sylvia das Heldenlied geleſen,
So kam auch ſchon ein Gegenbrief.
Man ſtelle ſich nur vor, wie froh Jesmin geweſen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die ſchlaue Magd grüßt ihn galant.
Er ſteht und hält den Brief entzückt in ſeiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wiſſen,
Und kann vor Zärtlichkeit ſich dennoch nicht entſchließen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an ſich, er drückt und küſſet ihn.
Die Magd kriegt ein Piſtol, und ſchwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was ſtund in dieſem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander ſchlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie ſind nicht klug!

Der

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein ſchönes Kind.
Allein je reizender die loſen Mädchen ſind,
Um deſto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er ſie;
Allein umſonſt war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiſte,
Und gieng, (was kann wohl ärgers ſeyn?)
Gieng, ſag ich, mit dem böſen Geiſte
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen ſollte.
Sie werden hurtig eins, und ſchließen ihren Kauf;
Der böſe Geiſt giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt ſehr oft belogen,
Und Doctor Fauſten ſelbſt betrogen:
So hielt er doch ſein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und ſie ward ſeine Frau.
Doch eh vier Wochen ſich verlieren:
So fängt Frontin ſchon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! ſpricht er, da der Geiſt erſcheint,
Ach! darf ich, lieber böſe Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen,
Und dieß erfüll ich auch genau.
Doch willſt du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So ſoll mein Dienſt ein Jahr verlängert ſeyn.
Der Böſe will ſich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Friſt noch zweymal ein;
Denn, ſprach er bey ſich ſelbſt, ſo arg du immer biſt:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger iſt.

Der gütige Beſuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geiſt,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närriſch werden ſollen;
Ein ſolcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Beſuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? Schlafen Sie denn nicht bey Ihren Büchern ein?
So ſind Sie denn ſo ganz allein,
Und müſſen gar vor langer Weile leſen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich ſo geſchwind.
Ich bin, ſprach der Poet, noch nie allein geweſen,
Als ſeit der Zeit, da Sie zugegen ſind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einſt die Schulden quälten,
Das Glück um ſeinen Beyſtand an.
Das Glück, das ſeine liebſten Gaben
Sonſt immer für die Leute ſpart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entſchloß ſich dennoch auf ſein Flehn,
Dem wackern Manne beyzuſtehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verſcharrte Schätze finden.
Er ſieht darauf in kurzer Zeit
Von ſeinen Schuldnern ſich befreyt.
Doch iſt ihm wohl die Noth benommen,
Da, ſtatt der Schuldner, Schmeichler kommen?

So

So oft er trinkt, ſo oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durſtig küßt,
Nach ſeinem Wohlſeyn ängſtlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und Liſt,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, ſaget.
O Glücke! rief Aret, ſoll eins von beyden ſeyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber haſſen,
Als mich von Schmeichlern lieben laſſen.
Vor jenen kann man doch zuweilen ſicher ſeyn;
Doch dieſe Brut ſchleicht ſich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich iſt;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit ſtört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, ſchmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einſtens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß ſein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einſt gethan,
Fieng Dionys zu dieſem Schmeichler an:
So ſehr mein Glück dich eingenommen,
So kennſt du es doch unvollkommen;
Doch ſchmeckteſt du es ſelbſt, wie würde dichs erfreun!
Willſt du einmal an meiner Stelle ſeyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird ſchnell für ihn herbeygebracht.
Er ſitzt, und ſieht auf beyden Seiten

Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wolluſt ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold ſchmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! ſo eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu ſeyn.
Ein Wort! ſo fliegt die Menge ſchöner Knaben,
Und ſucht den Ruhm, dieß Wort vollſtreckt zu haben.
Von Wolluſt ſüß berauſcht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt ſich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig ſchmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein ſcharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt ſein Herz mit Schrecken;
Er ſieht die drohende Gefahr
Nah über ſeinem Haupte ſchweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er ſieht nicht mehr auf ſeines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den ſchmackhaften Speiſen,
Er hört nicht mehr der Sänger ſanfte Weiſen.
Ach! fängt er zitternd an zu ſchreyen,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich ſeyn.

Die beyden Hunde.

Daß oft die allerbeſten Gaben
Die wenigſten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält,
Dieß Uebel ſieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieſer Peſt?
Ich zweifle, daß ſich dieſe Plage
Aus unſrer Welt verdrängen läßt:
Ein einzig Mittel iſt auf Erden,
Allein es iſt unendlich ſchwer:

Die

Die Narren müßten weiſe werden,
Und ſeht! ſie werdens nimmermehr.
Nie kennen ſie den Werth der Dinge.
Ihr Auge ſchließt, nicht ihr Verſtand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil ſie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beyden Thieren,
Joli, verſtund die Kunſt, ſich luſtig aufzuführen,
Und wer ihn ſah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und ſpielte voller Ungeſtüm.
Man lobte ſeinen Scherz, belachte ſeine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln,
So falſch und boshaft war ſein Herz!
Gleich fieng er wieder an zu ſchmeicheln:
Dann hieß ſein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und ſchrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der luſtige Joli.
Mit ihm vergnügte ſich Liſette,
Er ſprang mit ihr zu Tiſch und Bette;
Und beyde theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Luſtbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.
Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Weſen,
Zum Witze nicht erſehn, zum Scherze nicht erleſen,
Sehr ernſthaft von Natur; doch wachſam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er ſtirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;

Man

Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli ſtirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarſchaft bezeiget ihren Schmerz.
So gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz!

Selinde.

Das ſchönſte Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich alſo ſagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
Selinde ſoll ſich malen laſſen.
Sie weigert ſich, der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis ſie es ihm verſprach,
Und ſchwur, ſie recht getreu zu faſſen.
Sie fragt wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte ſie umſonſt gemalt;
Und hätt ich ja was fordern ſollen,
So hätt ich Küſſe fordern wollen.
So ſchön Selinde wirklich war,
So ſchön, und ſchöner nicht, ſtellt ſie der Maler dar;
Die kleinſte Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu und ſchön bis zum Entzücken;
So reizend, daß es ſelbſt der Maler hurtig küßt,
So bald ſein Weib nicht um ihn iſt.
Der Maler bringt ſein göttliches Geſicht.
Selinde ſieht es an, erſchrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm Er ſein Gemälde wieder.
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß Ihn ſo viel Schmeicheleyen
„Und ſo viel Reiz auf meine Bildung ſtreuen?
„Erdichtet iſt der Mund, verſchönert iſt das Kinn.
„Kurz, nehm Er nur ſein Bildniß hin;
„Ich mag nicht ſchöner ſeyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt Er die Venus malen;

„Von

„Von dieſer laß Er ſich bezahlen.
So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn es ſeyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich ſind,
Und die wir mit Gewalt für engliſch halten ſollen!
Der Maler nimmt ſein Bild, und ſagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künſtler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und ſo ein ſchönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß ſich ſtellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen?
O! fahrt ſie nicht gebietriſch an;
So ſehr ſie Unrecht hat, ſo edel iſt ihr Wahn.
Hier kömmt ſie ſchon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch geſehn?
Der ganze Rath erſtaunt vor dieſem ſchönen Kinde,
Und ſein Erſtaunen preiſt ſie ſchön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Geſichte.
Man ſah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: ſie iſt getroffen!
O! ſprach ſie ganz beſchämt: Wie könnt ich dieſes hoffen?
Er hat mich viel zu ſchön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.
Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt Euch treuer malen,
Er hat nach ſeiner Pflicht gethan,
Abbittend ſollt Ihr ihn bezahlen.
Doch weil Ihr von Euch ſelbſt nicht eingenommen ſeyd,
So geht nicht unbelohnt von dieſem Richterplatze;
Empfangt ein Heurathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Beſcheidenheit.
O weiſer Mann, der dieſes ſpricht!
Gerechter iſt kein Spruch zu finden;
Du, du verdienſt ein ewig Lobgedicht,

Und wärſt du jung, verdienteſt du Selinden!
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach,
Man ſprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen ſprach;
Je mehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reizend wäre,
Um deſto mehr erhielt ſie Ehre.

Je minder ſich der Kluge ſelbſt gefällt:
Um deſto mehr ſchätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! ſprach er, um dich zu verſorgen,
Hab ich vor langer Zeit einſt einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier ſtarb der Vater ſchon.
Wer war beſtürzter als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren ſeine Worte,)
Ein Schatz! allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er ſchickt nach Leuten aus,
Die Schätze ſollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht ſelber in dem Hauſe nach,
Durchſucht des Vaters Schlafgemach,
Und find't mit leichter Müh (wie groß war ſein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden ſollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit ſuchen wollte.
Und mancher hätte ſie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, ſie wäre tief verſteckt.
Verborgen iſt ſie wohl; allein nicht ſo verborgen,

Daß

Daß du der finſtern Schriften Wuſt,
Um ſie zu ſehn, mit tauſend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such ſelbſt, ſuch aufmerkſam, ſuch oft; du findeſt ſie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns, als Menſchen, glücklich macht,
Ward von der weiſen Hand, die ſie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

M o n i m e.

Durch ſchöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verſtands,
Erwarb Monime ſich den Beyfall Griechenlands.
So manches Buhlers Herz beſiegten ihre Blicke,
Mit Wolluſt ſah er ſie, beſchamt wich er zurücke;
Denn war Monime ſchön: ſo war ihr Herz zugleich
An Unſchuld, wie ihr Blick an Geiſt und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunſch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb ſelbſt den Buhler an, daß er ſie mehr verehrte.
Arm war ſie von Geburt, und zart von Leidenſchaft,
Mit Schmeichlern ſtets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geſchenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.
  Ein Prinz aus Pontus iſts, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Bruſt ſich zu Monimen naht;
Ein König ſeufzt und fleht. Zu ſchmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bey dieſem Glück Monimens Tugend wanken?
  Prinz, fing ſie herzhaft an, du ſcheinſt durch mich gerührt,
Und rühmſt den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für dieſen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab ſie mir; und ich gab mir die Tugend;
Nicht jene macht mich ſtolz, nein, dieſe macht mich kühn;
Sey tauſendmal ein Prinz: umſonſt iſt dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen;
Nur, als Gemahl, wirſt du Monimens Herz gewinnen.

So

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn!
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigſte Gewinn,
Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen.
O welch ein ſeltnes Glück! von niederm Blut entſtehn;
Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirſt du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?
Mithridat hofft Rom noch zu beſiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der ſiegen will, fängt an, beſiegt zu fliehn;
Rom ſetzt ihm ſiegreich nach, ſein Land wird eingenommen.
Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.
So, ruft ſie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigſten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptſchmuck ab, um ſtolz ſich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem ſich um den Hals zu ſchlingen;
Allein das ſchwache Band erfüllt ihr Wünſchen nicht,
Es reißt, und weigert ſich der ſo betrübten Pflicht.
O, ruft ſie, Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
So gar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir noch verſagen?
Sie wirft ihn vor ſich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unſterbliche Autor.

Ein Autor ſchrieb ſehr viele Bände,
Und ward das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten güt'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah, vor ſeinem ſanften Ende,
Faſt alle Werke ſeiner Hände.

Das

Das ſechstemal ſchon aufgelegt,
Und ſich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer ſpaniſchen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widerſprechern ſicher,
Und ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt;
Und das Verzeichniß ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm von dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.
Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtſamkeit;
Und ſeht, das Wunder ſeiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und ſeine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war blos berühmt geweſen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn geleſen.

Berühmt zu werden, iſt nicht ſchwer,
Man darf nur viel für kleine Geiſter ſchreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, ſeicht am Geiſt, in ſtrenger Lehrart ſchreiben.

Der grüne Eſel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht und Jung und Alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün! der rothe Füße hat!

Das

Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.

Man lief die beyden erſten Tage
Dem Eſel mit Bewundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem ſchwarzen Schaf;
Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen;
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſehn.
Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien:
So dacht itzt doch kein Menſch mit einer Sylb an ihn.

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſeyn,
Es ſey nur neu, ſo nimmts den Pöbel ein:
Er ſieht, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn ſie verſteht die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,

Doch

Doch die gebietriſchen Geberden
Der Großen zuverſichtlich nach.
Bald wünſcht er ſich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürſten umzugehn;
Bald wünſcht er ſich das Glück, dereinſt vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu ſtehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Anſehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?
Indeſſen war er doch Baron;
Und ſein Verdienſt, die Million,
Ließ ſich, zu alles Volks Entzücken,
In Laufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte ſich und ſein Gefolg mit Gold,
Und brüſtete ſich mehr in ſeiner Staatscaroſſe,
Als die daran geſpannten Roſſe.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um ſeine Gnade bat,
Und alles, was ſein Stolz begonnte,
Recht unverſchämt bewundern konnte,
Der kam ſogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn beſtahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr, als Stolz und Unverſtand,
Um Millionen durchzubringen?
Unſichrer iſt kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wolluſt, Pracht und Stolz zu ihren Dienſten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bey ſeinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward ſinnreich im Verſchwenden,
Und ſah in kurzer Zeit ſein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder haſſen,
Wofern ſie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlaſſen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer ſtack in Schulden,
Und klagte dem Philet ſein Leid.
Herr! ſprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indeſſen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier! ſpricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du biſt ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handſchrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verſtreicht;
Kein Schiffer läßt ſich wieder ſehen.
Wie? ſollt er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger ſeyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und ſeht, hier ſind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt ſie an;
Ihr ſeyd ein gar zu wackrer Mann.

O! ſpricht Philet, ich kann mich nicht beſinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier iſt mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es ſchon, du ſteheſt nicht darinnen.

Der Schiffer ſieht ihn an, und ſchweigt betroffen ſtill,
Und kränkt ſich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.

Hier,

Hier, ſpricht er, iſt der Reſt von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt ſie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin,
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig ſeyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, ſpricht Philet, hier iſt dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen.
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn ſeiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! Das Geld iſt dein;
Es ſind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die ſollen deinen Kindern ſeyn.

Menſch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was iſt göttlicher, als wenn du liebreich biſt,
Und mit Vergnügen eilſt, dem Nächſten beyzuſtehen,
Der, wenn er Großmuth ſieht, großmüthig dankbar iſt?

Das Schickſal.

O Menſch! was ſtrebſt du doch, den Rathſchluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willſt du die Abſicht finden,
Die der Unendliche bey ſeiner Schickung führt?
Du ſiehſt bey Dingen, die geſchehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchicht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen.
Dieß ſiehſt du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schickung wiſſen,
So müßteſt du, was Gott iſt, ſeyn.
Begnüge dich, die Abſicht zu verehren,

Die du zu ſehn zu blöd am Geiſte biſt;
Und laß dich hier ein jüdiſch Beyſpiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen fließt,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebne ſehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bey dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bey dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und forderte ſein Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden;
Der Alte fleht und weint; der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wüthend todt.
Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt;
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einſt erſchlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Liſette.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber ſind:
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte;
Denn laßt ein Weib ſchön, wie Cytheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat, ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kiſſen oft zu rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beſſrung flehn;
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wußte ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.
Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beyden umzugehn.

Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es iſt dein großes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt; dein Mann thut recht galant;

Dein

Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn ſie bloß durch Blicke redten,
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſehn.
Er kömmt, und klopft ſie in den Nacken,
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders ſeyn? Liſette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell,
Es iſt ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach! ſpricht ſie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris! wärſt du nur verſchwiegen,
So wollt ich dir etwas geſtehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen : : :
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferin,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbaren;
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.

Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir floh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich von dieſer kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.

Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunſt und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinſt erführe,
Daß : : : Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt ſie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch ſage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den erſten Kuß bekommen.
Tiren, ſprach ſie zu mir, mein Herz ſey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verſchwiegen ſeyn.
Daß wir uns günſtig ſind, uns treu und zärtlich küſſen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wiſſen.
Drum bitt ich, Doris, ſchweige ja;
Sonſt flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris ſchweigen?
Ja, die Verſchwiegenheit iſt allen Schönen eigen.
Geſetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut:
Was iſt es denn nun mehr? Sie ſagt es ja nicht laut!

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr ſein Freund, Tiren, geſagt?

Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennſt den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, ſonſt würd ich dirs geſtehn.
Er ſagte mir : : : Verlang es nicht zu wiſſen;
Ich hab es ihm verſprechen müſſen,
Daß ich zeitlebens ſchweigen will.

Damöt wird traurig, ſchweiget ſtill,
Umarmt ſein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erſchrickt, daß ſie Damötens Kuß
So unvollkommen ſchmecken muß.
Du zürneſt, ruft ſie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir geſtehn:
Die ſpröde Sylvia ergiebt ſich dem Tiren,

Und

Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allererſten Kuß gegeben;
Allein du mußt verſchwiegen ſeyn.
Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein,
So fühlt er ſchon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu ſingen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küſſe nimmt, und Küſſe giebt;
Du, ſtummer Buſch, nur ſollſt's erfahren,
Wen Sylvia verſtohlen liebt.

Doch ach! In dieſem Buſch war unſre Sylvia,
Die ſich durch dieſes Lied beſchämt verrathen ſah,
Und eine Heimlichkeit ſo laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meinung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und ſucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dirs gehn!
Mich, fängt ſie an, ſo zu betrüben!
Dich, Plaudrer, ſollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die ſchöne Schäferin,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, ſpricht Damöt, ich muß es ſelber ſagen,
Daß ich nicht wenig ſtrafbar bin;
Allein, wie kannſt du mich den größten Schwätzer nennen?
Du haſt ja ſelbſt nicht ſchweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn;

Und jedes folgt, ſo bald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen;
Sie läuft hinein, ſie badet ſich.
Wie, kleines Thier! Du ſchwimmſt? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?
Die Henne läuft mit ſtrupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt ſie das Waſſer ſcheun.
Doch nichts erſchreckt den Muth der Ente;
Sie ſchwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum ſie denn ſo ängſtlich ſchreyt?

Was dir Entſetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Luſt zu Felde liegen,
Und dich erſchreckt der bloße Name, Held.
Der ſchwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterſt ſchon auf angebundnen Fähren,
Und ſiehſt den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für deſſen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr beſtimmt,
Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen!
Doch nöthig iſts, daß man ſie kennen lernt.

Je mehr wir ſolcher Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpicia, ein junges ſchönes Weib,
Gieng munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind löſt ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! doch läßt ſich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann ſchwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſts, nach der Gattin Tod
Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſogleich in vollem Trab,
Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu ſagen;

„Sie

„Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel Gutes an,
„Wenn ſich die jungen Weiber klagen.

Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweyte Doctor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was iſts? was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbaren.

Sulpicia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn?
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein;
Denn einer muß ſich doch betrügen.
Nein, überlaßt ſie der Natur
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte:
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Cur.

Geduld! Vielleicht geneſt ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt?
Ach! ungeſtümer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen;
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergrößern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattin beſſern!
Der Tod, der Tod dringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpicia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu rechter Zeit;
Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?

Ja, wie er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen.
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als Er, Er wirds ſchon wiſſen,
Für meine Freundin machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Beſuch gegeben,
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh Er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!
    O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.
    Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.
    Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpicia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dieß iſt der Stoff, dieß iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
    Ach Engel! ſpricht der Mann, bey ſanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin;
So kann ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
Wie mir das neue Kleid wird ſtehn.
    Man bringt den Schirm, und ſie verläßt das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.

Man

Man putzt ſie an, geputzt trinkt ſie Caffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war blos ein Kleid geweſen,
Und durch das Kleid muß ſie geneſen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Menſch, der ſich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorſchlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen ſollte?
Freund, ſprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man ſich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib blos zum Vergnügen:
So wählet euch ein ſchön Geſicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch ſtrebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun ſo vergeßt, daß beßre Mädchen ſind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunſche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier ſchwieg der Alte lachend ſtill.
Ach! ſprach der junge Menſch, das will ich ja nicht wiſſen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müſſen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen : : :
O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die

Die beyden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beyde,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß iſt doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngſte Schweſter, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Geſicht, und eine zarte Haut;
Doch eine ſehr gezwungne Miene.
So feſt geſchnürt ſie immer gieng,
So viel ſie Schmuck ins Ohr und vor dem Buſen hieng,
So ſchön ſie auch ihr Haar zuſammen rollte:
So ward ſie doch bey alle dem,
Je mehr man ſah, daß ſie gefallen wollte,
Um deſto minder angenehm.

Die andre Schweſter, Caroline,
War im Geſichte nicht ſo zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt;
Und ſelbſt ihr Reiz ſchien ſolche zu verlangen.
Sie putzte ſich nicht mühſam aus,
Sie pralte nicht mit theuren Koſtbarkeiten.
Ein artig Band, ein friſcher Straus,
Die über ihren Ort, den ſie erlangt, ſich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er ſah ſie an, erſtaunt', und hieß ſie ſchön;
Allein ſein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber ſah er Carolinen,
So blieb er vor Entzückung ſtehn.

Im Bilde dieſer Frauenzimmer
Zeigt ſich die Kunſt und die Natur.
Die erſte pralt mit weit geſuchtem Schimmer,
Sie feſſelt nicht; ſie blendet nur.
Die andre ſucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt ſich beſcheiden ſehn; und ſo gefällt ſie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einem Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meinung aus.
Der Kenner ſagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſeyn,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O! rief er, bey dem erſten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meiſterſtücke!
Ach welcher Fuß! O, wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht,
Iſt in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüſtung angebracht!

Der Maler ward beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.
Nun, ſprach er, bin ich überführet!

Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Fabeln und Erzählungen.

Zweytes Buch.

Die beyden Schwalben.

Zwo Schwalben ſangen um die Wette,
Und ſangen mit dem gröſten Fleiß;
Doch wenn die eine ſchrie, daß ſie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre ſich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie ſoll den Streit entſcheiden;
Und beyde ſtimmen herzhaft an.
Nun, hieß es: ſprich, wer von uns beyden
Am meiſterlichſten ſingen kann?
Das weiß ich nicht, ſprach ſie beſcheiden,
Und ſah ſie ganz mitleidig an,
Und wollte ſich nach ihrer Höhe ſchwingen.
Doch nein, ſie ſuchten ihr den Ausſpruch abzuzwingen.
So, ſprach ſie, will ichs denn geſtehn:
Die kann ſo gut, wie jene, ſingen;
Doch ſingt, ſo lang ihr wollt, es ſingt doch keine ſchön.
Hört man das Lied geiſtreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedſam machen könnten!
Ihr zankt, wer beſſer denkt? Laßt keinen Streit entſtehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann ſo gut, wie jener denken;
Doch keiner von euch denket ſchön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geiſtlichen Beredſamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So ſehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonſtrirſt wie er, und er ſo fein, wie du;
Allein ſo lange wir Leibnitze vor uns haben;

So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unſrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein ſo lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen ſeyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, ſie lag in Griechenland,
Drang einſt der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raſerey
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angſtgeſchrey
Erregten nicht der Weiber blaſſe Schaaren!
Man ſtelle ſich nur vor, wenn tauſend Weiber ſchreyn,
Was muß das für ein Lärmen ſeyn!
Ich zittre ſchon, wenn zwey nur ſchreyn.
Sie liefen mit zerſtreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen ſchon, vor Angſt halb todt,
Sich vor dem Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgeſammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tauſenden nicht eine Frau gegeben,
Die ſich gewünſcht, des Mannes los zu ſeyn?
Von tauſenden nicht eine? Nein.
Nun, das iſt viel; da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit geweſen ſeyn.
So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberiſchen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerſtehen.
Denn welchen Mann, er ſey auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?

Mein

Mein ganzes Herz fängt ſich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General ſeyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar ſo kläglich ſich vereint:
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn ſie's von mir verlangt, gegeben.
Allein ſo gar gelind war dieſer Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und ſpricht : : :
Ihr Schönen? Dieſes glaub ich nicht;
Ein harter General wird nicht ſo liebreich ſprechen.
Was willſt du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hats geſagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wiſſen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie ſeyn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen.
Ihr Schönen, ſprach der General,
Ich ſchenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geſchmeide geben;
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor dieſem Zelt.
Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geſchmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er, ihr Schönen! ſagte,
Da er die Schönen doch ſo plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte;
So holten ſie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern ſchicken,
Als bis ſie einen Eid gethan,
(Der General war ſelbſt ein Ehemann)
Bis, ſag ich, ſie den Eid gethan,

Den

Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
O welche Wolluſt! Welch Entzücken!
Vergebens wünſch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünſtigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für ſehnſuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an ſeinem Auge hieng!
Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben ſtehen,
Um ihren Feinden nachzuſehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Iſt die Geſchichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten ſich, und durftens doch nicht ſagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug der Kummer trat ins Blut.
Sie legten ſich; drauf ſtarben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und ſatt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böſe General!

Der ſterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Chriſtophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor ſeinem Sterben
Sah er ſich ganz betrübt nach ſeinem Chriſtoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du haſt Verſtand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Käſtchen mit Juwelen ſtehn,
Die ſollen dein. Nimm ſie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.
Der Sohn erſchrack und ſtutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich ſo viel empfange,
Wie kömmt alsdenn mein Bruder fort?

Ey!

Ey! fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen iſt mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch ſeine Dummheit fort.

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor ſeinem Topf mit Milch und ſchwarzem Brodte ſaß,
Dem wollte ſeine Milch nicht ſchmecken.
Er fieng verdrießlich an, ſich in das Gras zu ſtrecken,
Dacht ängſtlich ſeinem Schickſal nach,
Und dehnte ſich dreymal, und ſprach:
Du biſt ein ſchlechter Kerl, du haſt kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen;
Du thätſt ja gern mit deinem Schatze ſchön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune ſtehn,
Und kannſt nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke ſehn.
Du biſt noch jung, und kannſt hübſch leſen und hübſch ſchreiben,
Und wollteſt ſtets ein Dreſcher bleiben?
Des Schulzens Tochter iſt dir gut,
Iſt reich und kann ſich hübſch geberden:
So nimm ſie doch. Du kannſt, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleiſch in Ruh,
Und trinkſt dein gutes Bier dazu,
Und haſt gleich nach dem Pfarr die Ehre : : :
O! wenn ich doch ſchon Schulze wäre!

Indem Hanns noch ſo ſprach, kam ſeine Schöne her,
Sie that, als käme ſie nur ſo von ohngefähr;
Allein ſie kam mit Fleiß, weil ſie ihn ſprechen wollte,
Und er verwegen ſeyn, und ſie recht herzen ſollte.
Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hanns

Hanns zieht die Schöne ſanft zu ſich ins Grüne nieder;
Lobt ihren neuen Latz, ſchielt öfters auf ihr Mieder,
Faſt wie ein junger Herr; nur mit dem Unterſcheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, ſie recht verliebt zu küſſen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf dieſem Dorfe wiſſen,
Des reichen Schulzen Schwiegerſohn.
Kaum hatt' er ſie: ſo ward der Alte ſchon
Durch ſchnellen Tod der Welt und ſeinem Dorf entriſſen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders, als den Schwiegerſohn?
Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft ſich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.
So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich ſelbſt vor trunkner Luſt nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in ſeiner Schönen Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erſtemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeiſters Adelheide
Das erſtemal Herr Schulze hieß.
Wie glücklich pries er ſich in ſeiner Ehrenſtelle!
Er aß ſein Fleiſch, und that den Gäſten oft Beſcheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle.
Denn welches Amt iſt wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf ſich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er ſich ſein Glück erfreut,
Und oft gewünſcht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fieng er zu ſich ſelber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.

Bald

Bald ſoll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teufliſchen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht ſchaffen ſoll.
Die Bauern brummen, wenn ich ſtrafe;
Und ſtraf ich nicht, ſo lachen ſie mich aus.
Sonſt ſtörte mich kein Menſch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus;
Und, wenn s niemand thut, ſo hunzt die Frau mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem erſten Stande,
Und ſtürb als Dreſcher auf dem Lande.

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze ſpricht!
Wer weiß, wie viele ſonſt zu Fuße ruhig waren,
Die itzund mißvergnügt in ſtolzen Kutſchen fahren!
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner ſchlug,
Eh es der Fürſten Gunſt an einem Bande trug!
O lernt ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindſten glücklich ſind,
Die euch am meiſten glücklich ſcheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt ſey es dem Gott der Ehen;
Was ich gewünſcht, hab ich geſehen:
Ich ſah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,

Bey gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen;
Was ſie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch ſie:
Ein Fall, wo andre ſich betrüben,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.
Da ihn kein Eigenſinn verführte,
Und ſie kein eitler Stolz regierte:
So herrſchte weder ſie noch er.
Sie herrſchten; aber bloß mit Bitten.
Sie ſtritten; aber wenn ſie ſtritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.
So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unſre Fehler klug verheelen,
Uns falſch aus Liebe hintergehn:
So ließen ſie auch in den Zeiten
Der zärtlichſten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinſten Fehler ſehn.
Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erſte, ſie noch ein.
Sie ſtarben. Wenn? : : Wie kannſt du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonſt würden dieß nur Fabeln ſeyn.

Die beyden Wächter.

Zween Wächter, die ſchon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten ſich, aus aller Macht,
Auf allen Bier= und Brantweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,

Woran der andre ſich den Tabak angezündet,
Aus Haß den ſeinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten ſie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum ſie ſolche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte ſichs denn offenbaren,
Warum ſie, ſeit ſo vielen Jahren,
So heidniſch unverſöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War ers nicht?
Nein. Dieſer ſang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein ſo ſang der andre nicht.
Er ſang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieſer ſo verſchiednen Art,
An die ſich beyd' im Singen zänkiſch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und Wuth entſtanden.

Die Wächter, hör' ich viele ſchreyn,
Verfolgten ſich um ſolche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren ſeyn.
Ihr Herren! ſtellt die Reden ein,
Ihr könntet ſonſt unglücklich ſeyn!
Wißt ihr denn nichts von ſo viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Das Kutſchpferd.

Ein Kutſchpferd ſah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, ſprach es, und fieng an, die Schenkel ſchön zu heben,
Wenn kannſt du dir ein ſolches Anſehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen.
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdeſt du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Niedern ſo verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß ſelbſt der Stolz, mit dem ihr ſie betrachtet,
Daß euer Vorzug ſelbſt, aus dem ihr ſie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet iſt.
Iſt der, der ſich und euch durch ſeine Hånd ernährt,
Nichts beſſers, als Verachtung werth?
Geſetzt, du håtteſt beßre Sitten:
So iſt der Vorzug doch nicht dein.
Denn ſtammteſt du aus ihren Hütten:
So håtteſt du auch ihre Sitten;
Und was du biſt, und mehr, das würden ſie auch ſeyn,
Wenn ſie, wie du, erzogen wåren.
Dich kann die Welt ſehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß ſcheint mir ausgemacht zu ſeyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aeſopus hats geſagt, Fontaine ſtimmt mit ein.
Wer wird auch ſo mißgünſtig ſeyn,
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen,

Aus dem die Welt ſo wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt niemand Acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunſt mit ew'gem Stolze blickte,
Dich ſchnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn ſie dich durch Schmuck beſtürzt gemacht,
Mit edler Einfalt ſchon dich wieder zu dir brachte;
In dieſem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finſtre Flieg auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen ſtets aus finſtern Augen ſehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil ſie ſo viel verſtehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So ſaß auch hier die weiſe Fliege.
Ein halbes Dutzend ernſte Züge
Verfinſterten ihr Angeſicht.
Sie denkt tiefſinnig nach und ſpricht:
Woher iſt dieß Gebäud' entſtanden?
Iſt außer ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich ſeh's nicht ein.
Wer ſollte dieſer Jemand ſeyn?
Die Kunſt, ſprach die bejahrte Spinne,
Hat dieſen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge ſchaut,
Wird es Geſetz und Ordnung inne;
Und dieß beweiſt, daß ihn die Kunſt gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunſt? ſprach ſie ganz höhniſch zu der Spinne,
Was iſt die Kunſt? Ich ſinn' und ſinne,
Ich ſehe nichts, als ein Gedicht.
Was iſt ſie denn? Durch wen iſt ſie vorhanden?
Nein, dieſes Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieſer Bau entſtanden;

Es kamen einſt von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fiengen an, zuſammen ſich zu ſchicken.
Daraus entſtand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beyd' erblicken.
Kann was begreiflicher als dieſe Meinung ſeyn?

Der Fliege können wir ein ſolch Syſtem vergeben;
Allein daß große Geiſter leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Urſprung geben,
Und lieber zufallsweiſe leben,
Als einen Gott zum Thron erheben,
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man ſie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu ſehn,
(Erzählte mir mein Freund), beſchloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher, reicher Mann,
Der, ſeiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebſt dem, was er damit die Meſſe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinſt nun noch gewinnen wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb ihm dieſen Namen,
Weil ich den ſeinen noch nicht weiß):
Er gieng; doch eh wir noch zu unſerm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter ſchwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb ſeine war,
Sein ehrlich fromm Geſicht, ſein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünſten redte.

Ach!

Ach! ſprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durſt zu ſtillen.
Ich will euch künftig gern nicht mehr beſchwerlich ſeyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunſch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne ſeyn:
So ſprach der Greis; allein was ſprach der Reiche?
Ihr ſeyd ein ſo bejahrter Mann,
Ihr ſeyd ſchon eine halbe Leiche,
Und ſprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverſchämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erſt Brantwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu ſinken?
Wer in der Jugend ſpart, der darbt im Alter nicht. ⸗ ⸗ ⸗
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom ſchamhafter Zähren
Floß von des Alten Angeſicht. ⸗ ⸗ ⸗
O Gott! du weißts! Mehr ſprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angſt den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier ſtillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen ſehen ſollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! ſprach er mit noch naſſem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben;
Es iſt ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir ſo viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, ſprach ich, ſollt es alles haben;
Ich ſeh, daß ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er ſagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Gehn ſchon manche Frag an ihn;
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er ſeit einer Stunde todt.

Die Mien' auf ſeinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er geſtern redte.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brod
Lag neben ihm auf ſeinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er ſo unchriſtlich redte,
Und der vielleicht ihn itzt bey Gott verklagt,
Daß er vor ſeinem Tod ihm einen Trunk verſagt!
So ſprach mein Freund und bat, die Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beſchämen.
Wiewohl ein Mann, der ſich zu keiner Pflicht
Als für das Geld verſteht, der ſchämt ſich ewig nicht.

Calliſte.

O Leſer! ſtelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz ſich längſt ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die ſtell itzt deinem Geiſte dar,
Und fühl es recht, wie ſchön ſie war.
Die, deren Schickſal ich erzähle,
Calliſte, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil ſie ſich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs erſten Wundarzt holen.
Er, dieſer ſo berühmte Mann,
Der ſchmachtend ingeheim Calliſtens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tauſend Freuden an.
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm, und ſtreift ihn ängſtlich auf,
Und forſcht, von Lieb und Ahndung eingenommen,

Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und ſtreift in trunkner Angſt den Arm noch vielmal auf.
Calliſtens Freundinn ſieht ihn zagen,
Und ſagts ihr, (heimlich ſagt ſies ihr.)
O! ſpricht ſie: Laſſen Sie den Herrn nur ruhig ſchlagen,
Und ſchlüg er zweymal fehl: ſo werd ich doch nichts ſagen;
Ich weiß, er meint es gut mit mir.
Der Arzt ſprach noch: das wollen wir nicht hoffen,
Und ſchlug, und rief: O unglückſelger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er darnieder lag.
Sie, noch für den beſorgt, (kann man was edlers denken?)
Der ſo gefährlich ſie verletzt,
Verbot ihm oft, ſich nicht um ſie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz geſetzt.
Doch dieß war nur geringes Leiden.
Die Aerzte ſahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grauſam eins, den Arm ihr abzuſchneiden,
Weil ſonſten keine Rettung war:
Und ohne ſich darüber zu beklagen,
Reicht ſie den Arm, den ſchönen Arm ſchon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an dieſem Unglück war.
So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verluſt des Arms gegeben?
So war das Leben denn für ſo viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doktor an, ſein Schrecken ſagt dirs ſchon!
Er ſieht den Brand, und ſpricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht als noch drey Tage leben!
O Gott, wie kurz iſt dieſe Friſt!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen iſt!
Auch hier blieb noch das große Herz gelaſſen.
So, ſprach ſie, ſterb ich denn? Wohlan! Er iſt nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblaſſen.
Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu ſterben;

(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr ſie fort, ſetz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten ſonſt unglücklich ſeyn!
Sie ſprachs, und ſchlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe ſah ein Paar geſchickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und ſah auf jeden Platz, den ſie dem Steine gaben,
Mit einer Achtſamkeit, die ſtolz zu ſagen ſchien,
Als könnt er ſelbſt die Dame ziehn.
Er legte bald ſein Mißvergnügen,
Bald ſeinen Beyfall an den Tag;
Er ſchüttelte den Kopf itzt bey des einen Zügen
Und billigte darauf des andern ſeinen Schlag.
Der eine, der gern ſiegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geſchickt zu ziehn;
Der Affe ſtieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen ſollte.
Doch welchen Stein ſoll ich denn ziehn,
Wenn dus ſo gut verſtehſt? ſprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder dieſen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er ſich fragen ſah,
Und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden:
So frage ſie um Rath. Sind ſie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannſt du mathematiſch ſchlieſſen,
Daß ſie nicht das Geringſte wiſſen.

Der

Der Bauer und ſein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hanns einſt mit auf Reiſen nahm,
Und der, Trotz ſeinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreiſt zu lügen, wieder kam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reiſe,
Mit ſeinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverſchämtſte Weiſe.
Zu ſeinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverſchämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So ſag ich euchs und jedem ins Geſicht,
Daß ich einſt einen Hund bey — Haag geſehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer wär, als euer größtes Pferd.

Das, ſprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge ſehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirſt du eine Brücke ſehn,
(Wir müſſen ſelbſt darüber gehn,)
Die hat dir manchen ſchon betrogen;
(Denn überhaupt ſolls dort nicht gar zu richtig ſeyn.)
Auf dieſer Brücke liegt ein Stein,
An den ſtößt man, wenn man denſelben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht ſogleich das Bein.

Der Bub erſchrack, ſo bald er dieß vernommen.
Ach! ſprach er, lauft doch nicht ſo ſehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß ſagt ich, daß er geweſen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erſt ein halbes Jahr;

Allein das wollt ich wohl beſchwören,
Daß er ſo groß als mancher Ochſe war.
Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen ſchlug das Herz. Wie konnt es anders ſeyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke,
Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
Ja Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehn!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geſchwind.
Ach Vater! ſpricht er, ſeyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund geſehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur ſo groß, wie alle Hunde ſind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen ſich erkühnt.
Lüg auch, und mehr, als er, und ſuch ihn zu beſchämen:
So machſt du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieſer Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Menſch, der nichts vom Recht und Staat verſteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig iſt?
Ja, Freund, du haſt wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß Auguſt zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen lieſt.
Was iſts denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts; der eine macht,

Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groſchen eingebracht.
Doch auf die Sache ſelbſt zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in ſeine Gunſt genommen,
Schlief einſt bey Tag im Louvre ein. —
Wie ſo? War er berauſcht? Das kann wohl möglich ſeyn;
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter ſollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner ſeyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen ſtrafen,
Drum ſag ich weder Ja, noch Nein.
Gnug der Poet war eingeſchlafen,
Und war nicht ſchön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu verſüſſen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blaſſen Mund zu küſſen?
Blaß ſprach die Königinn, blaß iſt er, das iſt wahr;
Doch ſagt der Mann mit ſeinem blaſſen Munde
Mehr ſchönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüßten Sie, wo ich geweſen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müſſen nicht erſchrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die ſo ſtolze Seele,
Die uns durch ihren Staat ſo oft beſchämt gemacht,
Erſchrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Haſenohren,
Ein recht abſcheulich Kind gebohren.

Die ſtolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umſonſt geſchicht.
Lucinde wünſcht, daß es verſchwiegen bliebe!
Ich wünſch es ſelbſt aus Menſchenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich;
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für ſich.
Frau Orgon eilt von ihr erſchrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und ſchmäht mit ihr die Weiber, die gern ſchmähn.
Wie? ſollte ſie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn ſie fängt ſchon an ſich beſtens zu empfehlen.
Warum muß der Beſuch ſo bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beyde ſich von nichts zu reden ſchämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie ſollten dieß ſich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angeſicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern ſpricht.
So iſt Frau Orgon ſchon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht ſie fort.
Doch ſeht, ſie kehrt ſich um: Frau Schweſter, noch ein Wort,
Ein Wort! Es ſoll mich ſehr verlangen,
Ob Sie — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde,
Nichts von der Mißgeburt der koſtbaren Lucinde,
Mit welcher ſie die Welt beſchwert?
Hier ſieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Geſichte,
Das einem Haſen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erſchrecklich laſſen muß!
Allein Lucinde wills verheelen;
Drum ſagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es iſt ein Sohn.
Dorinde ſagts ihr zu. Und doch ſoll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, ſo bald ſie kann, erzählen,
Weil jene ſie, zu ſchweigen, bat.
Sie thut es ſo getreu, als es Frau Orgon that

Erſt hat das Kind nur Haſenohren,
Frau Orgon ſchenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden iſts noch viel zu ſchön gebohren.
Und weil ſie was verbeſſern muß,
Thut ſie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beyde Hände Krallen.
Eh noch der Nachmittag verſtrich,
Ließ das Geheimniß ſich auf allen Gaſſen hören.
Die alten Mütter kreuzten ſich,
Und ſuchten ſchon recht mütterlich
Durch dieſes Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Menſch, der nicht mit einem Ach!
Von dieſem Wechſelbalge ſprach.
Die Knaben ſtritten ſelbſt mit blutigem Geſichte
Schon für die Wahrheit der Geſchichte.
So bald als dieß der Magiſtrat erfuhr
Schickt er den Phyſicus nach dieſer Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anſtatt den Wechſelbalg zu finden,
Fand er ein wohlgeſtaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als ſie bey andern Kindern ſind.
Das war die Mißgeburt, der man ſo mit gefahren.

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünſcht ſeyſt du, gemeine Sage!
Die ſchnell mit dem, was ſie zu wiſſen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuſer fliegt,
Und, wenn ſies dreymal ſagt, vom neuen dreymal lügt.
Ein giftig Weib, was kann ſie nicht erzählen;
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt?
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht ſchmählen;
Mich ſchreckt die Redekunſt, mit der ſie andre ſchilt.

Die

Die Ente.

Die Ente ſchwamm auf einer Pfütze,
Und ſah am Rande Gänſe gehn,
Und konnt aus angebornem Witze
Der Spötterey unmöglich widerſtehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und ſah um ſich, ſo wie ein Witzling um ſich ſchaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geſchrey und Lachen,
So glücklich iſt ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb ſtehn.
Was, ſprach ſie, haſt du uns zu ſagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugeſehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr ſchon? Das wollt ich euch nur fragen.“
Das, ſprach die Gans, will ich dir gerne ſagen;
Allein du mußt mit mir ſpatziren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr ſtets ſo gern auf Größre ſchmähet,
An ihnen tauſend Fehler ſehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch ſo blähet,
Dieſelben Fehler auch verſteckt.
Und ſollen ſie der Welt, wie euch, unſichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Nahmen?)
Till Eulenſpiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als ſie zu einem Berge kamen,

Gieng

Gieng Till an ſeinem Wanderſtab
Den Berg ganz ſacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn ſie berganwärts ſtiegen,
War Eulenſpiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehſt du bergan ſo froh?
Bergunter ſo betrübt? Ich bin ſprach Till, nun ſo.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr ſchon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz.
Allein, wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willſt du dich in dem Glück nicht ausgelaſſen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern ſo klug, wie Eulenſpiegel, ſeyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advokat,
Der, wie es ihm nach ſeinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch ſeinen Witz los proceſſirte,
Half, weil man ihn um ſeinen Beyſtand bat,
Die Unſchuld zweener Diebe retten,
Und brachte ſie, weil er geſchickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da ſieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht ſo treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das ſeiner That faſt überwieſen war,
In aller Unſchuld aufgehangen.

Itzt waren ſie nun beyde frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für ſeine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und ſchwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen ſollten,
Daß ſie für dieſen Dienſt, durch den er ſie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.
Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie ſahn nun, daß ſie nicht nach Hauſe kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil ſie ſo gut bezahlet hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn ſie bedienten ſich der Nacht,
Und knebelten den lieben Wirth im Bette,
Und ſtahlen das, was ſie gebracht,
Und ſuchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf gingen ſie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beſchwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um ſein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hoſpital für arme Fromme baun.
Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hauſe ſtund, und heimlich überdachte,

Wie

Wie ſehr verdient er ſich um Gott und Arme machte:
Gieng ein verſchmitzter Freund vorbey.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieſer Freund das Haus bewundern ſollte,
Fragt ihn mit freudigem Geſchrey,
Obs groß genug für Arme ſey?
Warum nicht? ſprach der Freund, hier können viel Perſonen
Recht ſehr bequem beyſammen ſeyn;
Doch ſollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: ſo iſt es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heiſcht mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene ſtarb, und die verſchied.
Sie ſetzte ſich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entſchloß ſich, that drey gute Züge
Und ſank vor Luſt ins Glas hinein.
Die Mücke ſah die Freundinn liegen:
Dieß Grabmal, ſprach ſie, will ich ſcheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.
Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng ſie der Luſt zu eifrig nach,
Verbrannte ſich die kleinen Beine,
Und ſtarb nach einem kurzen Ach!
Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren
In dem Vergnügen ſelbſt verdarbt,
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich ſagen, daß ihr menſchlich ſtarbt.

Amynt.

Amynt.

Amynt, der ſich in großer Noth befand,
Und wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler ſchaffen ſollte,
Bat einen reichen Mann, in deſſen Dienſt er ſtand,
Doch dieſesmal ſein Herz vor ihm nicht zu verſchließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuſchießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erſte Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erſt Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange troſtlos ſtehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erſt mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und ſchlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böſer Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bey jeder Poſt gebietriſch ſchnaubend an.
Dann fieng er an ſich zu entſchließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handſchrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuſchießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.
Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat ſein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er ſollte doch ſo gütig ſeyn
Und ihm den kleinen Reſt bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts, fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholtenmalen
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange ſtehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dieß wäre mir nicht lieb.

„Ich

„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört — Und eilends ging der Mann.
Amynt! fing drauf der Wuchrer an,
Wenn ſie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr ja mir zu gefallen ſagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar ſeyn,
Und euch, ſtatt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn dieſen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ewger Vorwurf ſeyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler ſchenken:
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, ſprach Amynt, ich habe, ſeit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht ſatt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald ſie mich nur wieder ſehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewiſſenhaft zu ſeyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer Ein Laſter liebt, der liebt die Laſter alle.
Wer Ein Geſetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! ſprichſt du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geiſt der Schwermuth ein!
Geſetzt, daß ich der Wolluſt dienſtbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordſucht eigen ſeyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirſt es mir verzeihn.
Schrift und Vernunft behaupten dieſe Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,

Die Hurerey ſey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordſucht ſprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Böſewicht,
Allein den Grund dazu kann man auf Einmal legen.
Verletze nur mit Vorſatz Eine Pflicht:
So haſt du ſchon das ſchreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchſt du den Geſetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfſt du Ein Gebot verletzen:
So ſchwächſt du ja den Grund, auf dem ſie alle ſtehn.
Was kann ſich dir denn widerſetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O! merk es doch, noch unſchuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als Eine Tugend,
Und als Ein Laſter neben ihr.
Haſt du den Vorſatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenſchaft,
Dein Herz iſt doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagſt, nur Eins von den Geſetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorſatz zu verletzen:
So ſchwächſt du aller Tugend Kraft,
Und biſt bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig laſterhaft.
O Jugend, faß doch dieſe Lehren,
Itzt iſt dein Herz geſchickt dazu.
Dem kleinſten Laſter vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.

Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird bey widrigem Geſchicke
Dich über dein Geſchick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehn,
Und in die Welt der ſelgen Herrlichkeiten
Den Geiſt, weil ſie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geiſtern ſeyn,
Die ſich ſchon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Menſch! iſt dir dieß Glück zu klein,
Um ſtrenge gegen dich zu ſeyn?
Nunmehr mag uns ein wahres Beyſpiel lehren,
Wie alle Laſter ſich von Einem Laſter nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem ſie ſich vermählt,
Und hieng, an ſeines Bruders Seite,
Der Neigung nach, die auch ein Heide ſcheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten ſpielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.
Doch laßt die Schmeichler knechtiſch ſprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laſter ſtrahlt. Er ſieht es, und ſpricht kühn:
Du haſt des Bruders Weib, dieß, Fürſt, iſt ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geiſt der Tugend ſpricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für ſeine größte Pflicht,
Wenn er zu deſſen Ehre ſpricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreiſt ſprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward ſein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;

Doch

Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als ſklaviſch um der Fürſten Thron,
So frey indeß Johannes auch geſprochen;
So blieb er doch dem Fürſten werth.
Denn ſelber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
Und ſich, daß ers nicht hat, noch haſſen kann, betrüben.
Und alſo ſcheint der Fürſt noch tugendhaft zu ſeyn,
So ſehr ihn auch ſein Laſter eingenommen.
Wenn er unzüchtig iſt, iſt er drum grauſam? Nein;
Doch laßt nur einen Umſtand kommen:
So wird ers doch aus Wolluſt ſeyn.
Kein Laſter herrſcht jemals allein,
Und du begiengſt vielleicht, wie er, das größte,
Wärſt du zum größten nicht zu klein.
Der Fürſtinn Tochter tanzt zu einem Freudenfeſte.
Der Hof bewundert ſie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er ſie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
„Und bitte, was du willſt; für meine Lieb und dich
„Iſt nichts zu groß, und nichts zu königlich.“
Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was ſoll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Iſt für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das ſonſt die kleinſten Schmerzen ſcheut,
Findt, da die Wolluſt ihr gebeut,
Selbſt Wolluſt in der Grauſamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?
Herodes hört den Wunſch, erſchrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürſtenſtolz weiſt ihn auf ſein Verſprechen.

Hats

Hats nicht der Hof gehört? Biſt du nicht Herr und Fürſt?
Wird ſich Herodias nicht gleich durch Kaltſinn rächen,
Wofern du nicht den Wunſch erfüllen wirſt?
Gebeut, ſprach ſeine Brunſt; und eilig willigt er
In dieſes grauſame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüſſel her.

Hier ſiehſt du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laſter alle ſiegen!

Der Freygeiſt.

Ihr, die ihr nach der Tugend ſtrebet,
Ihr, die ihr dem gehorſam ſeyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeiſt lacht euch aus, daß ihr ſo ſklaviſch lebet.
Was ſucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Iſts möglich, ſich ſo zu betrügen?
Um euch vergnügt zu ſehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr ſucht die Ruh, und findt ſie in der Laſt,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt,
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle faſt.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu ſeyn, ſich erſt an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finſtern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was ſie euch ſchenket;
Sucht nichts, als was ihr wünſcht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel iſt der größte Hauf auf Erden,
Von dieſem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält ſeinen Trieb für unerlaubt,
Und ſieht nicht, daß er ſich ſein Glück aus Milzſucht raubt;
Sonſt würd er nicht ſo abergläubiſch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was iſt die Schrift? Was lehret ſie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räthſel, die wir aufzuſchlieſſen
Erſt der Vernunft entſagen müſſen.
Was iſt das mächtige Gewiſſen?
Ein Ding, das die Erziehung ſchaft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wiſſen, was ſie reden,
Empfinden nichts von ſeiner Kraft.
Folgt der Natur. Sie ruft; was kann ſie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen ſollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und ſchuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was ſeht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibiſches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedes ſein Geſetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.
Dieß war der Witz, mit dem in ſeinem Leben
Ein Freygeiſt ſein Syſtem erwies,
Die Tugend von dem Throne ſtieß,
Um nur ſein Laſter drauf zu heben.
Sein böſes Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze ſtarb, war oft des Frechen Spott.
Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erſchüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn ſchon zu verſchlingen ſuchte,
Zerſtörte das Syſtem tollkühner Sicherheit.
Und der, der ſonſt mit ſeinen hohen Lehren

Der

Der ganzen Welt zu widerſtehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von ſeiner frommen Magd,
Zu der er tauſendmal, du Chriſtlich Thier, geſagt,
Sich widerlegen und bekehren.
So ſtark ſind eines Freygeiſts Lehren.

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürſten oft den Hirten laſſen müſſen,
Das Glück, von einem Freund ſich treu geliebt zu wiſſen,
Oront, der ſich dieß Glück, ſo arm er war, erſtrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt ſah aus verſchiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn, bald ſein Haus beſtellen.
Oront, der ſich nunmehr dem Irdiſchen entziehn,
Und frey im Geiſt den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man ſeinen Freund ihm eiligſt rufen ſollte.
Sein Freund, ſein Pylades, erſchien.
Ach! ſprach Oront, nach zärtlichem Umfaſſen
Ich ſterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlaſſen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, ſie zu ernähren;
Denn du verdienſt, daß ſie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich iſts, von ſeinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten ſeyn,
Und lieber minder ſich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!
Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbſchaft zu.

Nun, ſprach ſie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.
Sie ſprachs. Gleich ſchlich zu ſeinem Glücke
Ein ſiecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf ſeiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.
Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein großes Stück verſchimmelt Brodt.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einen ſehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inſtändig an,
Daß er ſein Glück ihm machen ſollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathſtuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittſchrift dar.
Der Gönner las ſie durch, und las ſie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verſtand;
Sie ſollen dieſes Amt vor allen andern kriegen.
Er ſprach darauf mit ihm, und was der Jüngling ſprach,
Verrieth den beſten Geiſt, geſchaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu ſchwach,
Und werth, die andern zu regieren.
Ach! ſprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt iſt Ihre,
Und in der größten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldſtück an,
Um ſichrer noch zu gehn. Nein, ſprach der wackre Mann,
Nunmehr ſoll dieſes Amt nicht Ihre;

Denn wer Geſchenke giebt, nimmt ſie auch wieder an;
Ihr Herz iſt ſchlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die ſchlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Baſe zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage:
So rief ſie ſchon: Steht auf, ihr Mädchen, es iſt ſpät,
Der Hahn hat ſchon zweymal gekräht.
Die Mädchen, die ſo gern noch mehr geſchlafen hätten,
Denn überhaupt ſagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Geſichte liebt,
Die wanden ſich in ihren weichen Betten,
Und ſchwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da ſie die Zeit erſahn,
Den ärgſten Tod rachſüchtig an.
Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geſchöpf ſo leicht entfliehn.
Und ihren Zorn ſich zuzuziehn,
Iſt leider! eine leichte Sache.
Der arme Hahn war alſo aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein ſcharf Examen angeſtellt.
Die Mädchen thaten fremd, und ſchalten
Auf den, der dieſen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.
Allein was halfs den ſchlauen Kindern?
Der Tod des Hahns ſollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte ſie noch mehr.
Die Baſe, die ſie ſonſt nicht eh im Schlafe ſtörte,

Als bis ſie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär;
Allein weil es ihr Alter mit ſich brachte,
Daß ſie um Mitternacht erwachte:
So rief ſie die auch ſchon um Mitternacht,
Die, ſpäter aufzuſtehn, den Haushahn umgebracht.

Wärſt du ſo klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszuſtehn:
So würdeſt du dich nicht ſo oft genöthigt ſehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangſt du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunſt, dich ſtoiſch zu beſiegen,
Und glaube feſt, daß deine Sinnen trügen.
Der Schmerz iſt in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieſes glaubſt: ſo nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirſt in der größten Pein
Noch allemal zufrieden ſeyn.
Das, ſprichſt du, kann ich ſchwer verſtehn.
Iſt auch die ſtolze Weisheit wahr?
Du ſollſt es gleich bewieſen ſehen;
Denn Epictet ſtellt dir ein Beyſpiel dar.
Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einſt ſein Herr mit einem ſtarken Stabe
Zweymal ſehr heftig auf das Bein.
Herr, ſprach der Philoſoph, ich bitt ihn, laß ers ſeyn,
Denn ſonſt zerſchlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerſchlagen habe:
So ſoll es, rief der Herr, denn gleich zerſchlagen ſeyn.
Und drauf zerſchlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anſtatt ſich zu beklagen,
Fieng ruhig an: Da ſieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht geſagt, er würde mirs zerſchlagen?

Dieß

Dieß, Menſch, kann Zenos Weisheit thun!
Beſiege die Natur durch dieſe ſtarken Gründe.
Und willſt du ſtets zufrieden ſeyn;
So bilde dir erhaben ein,
Luſt ſey nicht Luſt, und Pein nicht Pein.
Allein, ſprichſt du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieſer Meinung ſeyn?
Das weiß ich ſelber nicht; indeſſen klingts doch fein,
Troꜩ der Natur ſich ſtets gelaſſen ſeyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienſt beſaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und ſein Geſchlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da ſtünde, wo ſein Chriſtoph ſteht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält deſto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreiſter ſich ſein Herz, Troz ſeinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft ſagt, daß er ſie nicht verdient.
In eben dieſer Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienſte pries,
Die Tugend durch ſein Lied belohnte,
Und durch ſein Lied unſterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu beſingen.
Sie können, ſprach der große Mann,
Durch meinen Namen ſich zugleich in Anſehn bringen.
Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigenſinn einſt ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienſt und nie den Namen zu beſingen.

Das Hoſpital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm ſich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein ſie war noch jung; was macht man ganz allein?

Ich dächte doch, ſie könnte wieder freyn.
Der Wittwenſtand iſt ein betrübter Orden!
Elmire ſahs und ſchritt zur zweyten Wahl.
Allein ſie war das erſtemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider ſind die Zeiten ſo betrübt,
Daß es viel böſe Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem ſie ſich zur zweyten Ehe ſchickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hoſpital für fromme Männer baun;
Denn ſie war reich. Und kurz, ſie ließ ſich wieder traun.
O welche Luſt erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebſter Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen ſann.
Wie hätte ſie ſich ihn denn beſſer wünſchen mögen?
Sie ließ geſchwind den Grund zum Hoſpitale legen.
Vier Wochen ſtrichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Mäurer aus einander gehen.
Wie! ſollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe ſtehen?
Das kann nicht möglich ſeyn, ſie ſind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefehr nach einem halben Jahre
Lag dieſer Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!
Die Frau ſchwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war ſie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet ſeyn)
Bereits das drittemal verſprochen.
O das war erſt ein würdiger Gemahl!
Verſtändig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigenſinnig, nicht empfindlich;

Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke ſeiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beyde waren recht Ein Herz und Eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr dieſen Mann.
Allein ſie wollte doch nicht trauen;
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe ſie darum, und hätt es ſelbſt gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man ſo leicht zweymal ſich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch ſo liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein ſeufzend Ja! ſein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgeſetzt. Ich ſeh Elmiren kommen,
Wie freundlich ſieht ſie dießmal aus!
„Ach Meiſter, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus:
„Laßt doch noch mehr Geſellen kommen.“

Ey das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muß ein rechter Ehmann ſeyn!

Die Mäurer fördern ſich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erſte Stockwerk ſtehn:
Und nun läßt ſich Elmire wieder ſehn.
Man ſiehts ihr an, ſie hat etwas zu ſagen;
Vielleicht ſah ſie die Mäurer müßig ſtehn?
Denn leider pflegts ſo her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas verſehn?
Das ſollte mich doch ſelbſt verdrieſſen.
Itzt öffnet ſie den Mund; nun wird ſichs zeigen müſſen.
Ach! fängt ſie heftig an zu ſchreyn:
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich laſſe keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbaut ich denn mein Geld?

Für

Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.
Die böſe Frau! Man ſollte ſie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit ſich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umſtand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einſt ein Mann ſein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man iſt in Poitou;
Da geht es, wenn ſie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet ſie geſchwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erſt zuzudecken,
An den für ihn beſtimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort;
Doch was geſchieht, indem ſie ihn ſo tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt ſie an, die Augen aufzuſchlagen,
Und ruft: wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl geweſen ſeyn?
Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als ſieben Jahren
Büßt ſie das zweitemal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
Und gieng geſetzt an ſeiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein ſo bald er nur die Hecke wiederſah:

So

So wies er erſt, wie viel ſein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beyde Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürſt.

Ein Tartarfürſt, von dem man in Geſchichten preiſt,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereiſt,
Befahl, weil er ſein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind ſelbſt ſtillen ſollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach, wie vor, ihr Kind mit ihren Brüſten,
Und glaubten, daß ſie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fieng an, ſich zu entrüſten,
Gab ein ſehr ſcharf Mandat, und ſchwur,
Daß jede Frau vom Stande ſterben ſollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil ſie ſich gezwungen ſahn,
So nahmen ſie denn Ammen an.
Allein ſie konnten ſich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Bruſt zu nähren.
Die meiſten fiengen an, dem Chan den Tod zu ſchwören.
Einſt als der Tartarfürſt ſich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und ſprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonſt bin ich hier, dich umzubringen.
Ich ſäug es ſelbſt, und ſäug es mir zur Luſt;
Deswegen hab ich dieſe Bruſt.
In dieſer Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürſt, kein Thier beſchämen.
Der gute Tartarfürſt erſchrack,
Und unterließ, um nicht ſein Leben zu verlieren,

Den

Den Europäiſchen Geſchmack
In ſeinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen,
Bekam von ihm zweyhundert Stück Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach einger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Caſſe;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.
Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gaſſe.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach ſo viel bittern Hinderniſſen,
Nach ſo viel ängſtlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müſſen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genieſſen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend iſt,
Sie durch Beſtändigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die ſich, hart bedroht, als Liebende, geküßt,
Die küßten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem ſie neidſcher Freunde Liſt
Und ſtrenger Aeltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,

Nun glücklicher als Er und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt beſitzen können,
In einem treuen Arm ſich ſeines Lebens freun,
Iſt, Menſchen, dieß kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden ſeyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich ſpricht:
Der gute Menſch verſteht es nicht,
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erleſnes Weib in meinen Armen liegt?
Iſt ſie nicht reich und ſchön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund; allein ſich ſo vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein;
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hauſe ſeyn.
Ein unverhofftes Glück begegnet unſern Beyden.
Wie weinen ſie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann ſoll itzt auf kurze Zeit
Von ſeiner theuren Gattinn ſcheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingeſetzet hat.
Von heiſſen Lippen losgeriſſen,
Und doch entbrannt, ſich länger noch zu küſſen,
Sprach eines, was das andre ſprach,
Dem andern immer ſtammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein ſeufzend Ach!
Er ſtieg nunmehr ins Schiff, (wie oft ſah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer ſtehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange ſchmachtend nachzuſehn.
O Himmel! hör ich ſie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann geſund zurücke.
Das Schiff bringt ihn an ſeinen Ort.
Er ſchreibt mit jeder Poſt: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch ſein Gut noch in Beſitz genommen,
So eilt er ſchon zu Schiffe wieder fort,
Und ſchreibt, damit ſie nichts von ſeiner Ankunft wüßte,

Daß,

Daß, wider ſein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er ſie wiederſäh und küßte.
Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hauſe ſchlich,
Und gern am Ufer ſich verweilte,
Gieng itzund an der Freundinn Hand,
Mit der ſie ſtets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.
Sie redten. Und wovon? Erräthſt du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die ſchmachtend wartet, ſpricht:
So biſt du auch nicht werth, den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verſchweig es mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünſche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, ſich ſelber offenbaren,
Und für die andern ſchreib ich nicht.
Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gaſtgebote ſprach,
Das ſie ſich ausgeſonnen hätte;
Indem ſie noch von ihrer Erbſchaft redte,
Und, wenn ſie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe ſtörte,
Und den, der ſie im Teſtament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem ſie zum voraus die Armen ſpeiſen ließ,
Und mütterlich den Waiſen ſich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe ſchickte;
Indem ſie dieß im Geiſt von ihrer Erbſchaft that,
Und in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Fieng ihre Freundinn an: Was ſchwimmt dort auf dem Meere?
Ein Käſtchen! Wie? wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht ſchön?
Allein ich ſag es dir, ich habs zuerſt geſehn;
Und kömmt es an den Strand geſchwommen,

So iſt das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirſt ja bald nieder kommen,
Und das verſteht ſich ſchon, ich muß Gevatter ſeyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.
Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert ſich, fieng jene wieder an;
Doch wie erſchracken ſie, als ſie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam ſchwimmen ſahn.
Wer weiß, ſprach Doris, welcher ſchon
Die Thränen in den Augen ſtunden,
Wer weiß, iſt der, der hier ſein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten Beyde,
Ihn zu empfangen, fertig ſtehn,
Und ſich im Geiſt erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die ſie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß ſie den Anblick ſehn!
Wer weiß, ward nicht durch ſeinen Tod
Der treuſten Frau ein lieber Mann entriſſen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müſſen!
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch ſtarb, das arme Weib erwähnt!
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß ſagte ſie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundinn ſah ihn an, und ſchrie mit Ungeſtüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.
Auf dieß Geſchrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beyzuſtehn.
Ach, Doris, ach! was wirſt du ſehn?
Sie ſieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und ſtirbt an ſeiner ſtarren Bruſt.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,

Und zeigt der Nachbarſchaft den doppelten Verluſt.
Hier bebte der, den man nie zittern ſehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Geſichte,
Und niemand fragte, was geſchehn.
Der Anblick ſelbſt erzählte die Geſchichte.]

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigſte Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und ſchmeckt das Glück, um andre ſich zu quälen.
Laßt uns die Unſchuld oft im größten Unglück ſehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unſre Herzen,
Und heißt die Menſchenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück ſelber ſchön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen ſollte,
Entſchloß ſich, daß er da ſich niederlaſſen wollte.
Dort, ſprach er oft, ſey dir dein Glück beſcheert!
Er nahm die Reiſe vor, und ſah ſchon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unſer Jüngling an,
Daß ich die Stadt ſchon ſehen kann;
Allein der Berg iſt ſteil. O! wär er ſchon erſtiegen!
Ein fruchtbar Thal ſtieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge ſchöner Früchte
Fiel unſerm Jüngling ins Geſichte.
O! dacht er, weil ich doch ſehr lange ſteigen muß,
So will ich, meinen Durſt zu ſtillen,
Den Reiſeſack mit ſolchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geſchmack,
Und füllte ſeinen Reiſeſack.

Er ſtieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen:
Der Weg zu uns iſt nicht ſo leicht zu gehen.
Der Berg iſt ſteil, und mühſam jeder Schritt;
Und du nimmſt dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obſt, das du zu dir genommen;
Sonſt wirſt du nicht auf dieſen Gipfel kommen.
Steig leer, und ſteig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unſer Glück verdienet ſie.
Er ſtieg und ſah empor, wie weit er ſteigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von ſeiner Frucht, damit er ſich die Müh verſüßte.
Er ſah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er ſinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, ſagt ihm ſein Verſtand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, ſprach ſein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du ſteigſt ſonſt über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich ſatt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dieß that er auch. Er pflegte ſich im Thale,
Entſchloß ſich oft zu gehn, und ſchien ſich ſtets zu matt.
Das erſte Hinderniß galt auch die andernmale!
Kurz, er vergaß ſein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Chriſten.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und ſehn darauf nach ihren Lüſten,
Und nehmen ihre Lüſte mit.
Beſchwert mit dieſen Hinderniſſen,
Weicht bald ihr träger Geiſt zurück;
Und auf ein ſinnlich Glück befliſſen,
Vergeſſen ſie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloß, bey ſeinem Sterben
An ſeines Vetters Statt Eraſten zu erfreun,
Und ſetzte dieſen Freund, der's würdig war, zum Erben
Von zwanzig tauſend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fieng einen Streit um dieß Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen
Und mit Geſchenken vor Gericht;
Allein ſo oft auch die das Recht erzwungen,
So ſiegten ſie doch dießmal nicht.

Eraſt gewann. Doch dich, ſpricht er, zu überführen,
Ob ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte ſchenk ich dir, um dich zu widerlegen;
Zwey tauſend Thaler ſollen mein;
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geſchenk für arme Waiſen ſeyn.
Verdien' ich noch den ſchrecklichen Verdacht,
Daß ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht?

Das Pferd und der Eſel.

Ein Pferd, dem Geiſt und Muth recht aus den Augen ſahn,
Gieng, ſtolz auf ſich und ſeinen Mann,
Und ſtieß, (wie leicht iſt nicht ein falſcher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Eſel ſahs und lachte:

Wer

Wer, ſprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und ſtoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du biſt zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen ſollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte;
Denn müßig gehn, wenn mans nicht recht verſteht,
Iſt ſchwerer, als man denken ſollte;
Cotill gieng alſo vor die Stadt,
Und machte ſich etwas zu ſchaffen.
Er gieng, und ſchlug im Gehen oft ein Rad.
O! ſchrie man, ſeht den jungen Laffen,
Der den Verſtand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder ziſcht den Narren aus!
Allein Cotill ließ ſich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm ſo, er gieng vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, ſagen;
Er fuhr doch fort, im Gehn ſein Rad zu ſchlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald ſelbſt verſuchen!
Er ſagt es kaum, als ers ſchon that.
Nun, ſprach er, ſeh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es iſt ganz hübſch um ſo ein Rad,
Denn man erſpart ſich viele Schritte.
Der Mann iſt nicht ſo dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam ſchon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte ſich.
In kurzem ſprach man ſchon gelinder;

Man fragte ſtark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es ſey ſo toll es will;
Heiß anfangs närriſch, wie Cotill:
Dein Beyfall iſt drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und ſpare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der ſeinen Werth zu ſchätzen weiß.

Der beherzte Entſchluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat)
Im Trunke ſeinen Wirth erſchlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für ſeine Miſſethat
Den Lohn durchs Schwerd davon zu tragen.
Er ſah wohl aus: und wer ihn ſah,
Bedauerte ſein ſchmählich Ende,
Und wünſchte, daß er noch beym König Gnade fände.
Beſonders gieng ſein ſchweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte ſie die Triebe
Des Mitleids und der Menſchenliebe,
Und fühlte ſie nur mehr, je mehr ſie auf ihn ſah.
„Ach Himmel! iſts nicht ewig Schade?
„Der ſchöne lange Menſch! Was für ein fein Geſicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Iſt das nicht eine Wade!
„Die Straf iſt in der That zu groß.
„Wer kann ſich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.“
Sie lief, und ſchrie, und bat ihn los,
Indem Johann ſchon nieder kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,

Es findet ſich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann;
Und wenn du ſie verlangſt, ſo ſchenk ich dir das Leben.
Johann erſchrack und ſah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, ſprach er, euer Dienſt iſt groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich ſeh euchs an; was will ich lange wählen?
Haut zu! ſo komm ich doch der Qual auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Menſch, der viel ſtudirte,
Und, wie die Eltern ganz wohl ſahn,
Was Großes ſchon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um ſolche Schriften an,
Die ſtark und ſinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geſchmack gehörten.
Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorberkränzen
Der Dichtkunſt und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Menſch mit ſtolzem Lächeln an:
Ich habe ſie faſt alle durchgeleſen;
Allein — Nun gut, ſprach der gelehrte Mann,
Sind ſie nach Seinem Sinn geweſen,
So muß Er ſie noch zweymal leſen;
Doch ſind ſie ihm nicht gut genug geweſen,
So ſag Ers ja den Klugen nicht.
Denn ſonſt errathen ſie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung leſen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Menſch ſprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um ſeine Tochter an.
Der Alte, der ſein Kind noch nicht verſprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tiſche bleiben ſollte.
Die Tochter, ob ſich gleich der Vater ſehr verſtellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt ſie an zu ſchließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tiſche gleich behält,
Was bringt doch der? Ich ſolls nicht wiſſen;
Allein umſonſt bückt er ſich nicht ſo tief vor mir.
Iſt auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es ſoll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glaſe Wein,
Das Wort für ſeinen Freund noch einmal anzubringen.
Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre;
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn;
Sie iſt zu jung; ſie iſt erſt vierzehn Jahre.
Indem er dieß noch ſprach, trat Fieckchen ſelbſt herein,
Und trug ein Eſſen auf. Was? fieng ſie an zu ſchreyn,
Was ſagten Sie, Papa? Sie haben ſich verſprochen.
Ich ſollt erſt vierzehn Jahre ſeyn?
Nein, vierzehn Jahr und ſieben Wochen.
„Ließ ſie der Vater denn nicht freyn?“
Das weiß ich nicht. Doch nein, ich wills nur ſagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl ſelbſt junge Mädchen ſeyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig ſagen:
Der Vater ſchämte ſich, und ließ die Tochter freyn.

Die beyden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich ihr Informator ſchlief,
Geriethen beyd' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! ſprach der kleine Bube,
Was meinſt du? iſt das Loch wohl tief?
Ich hätte Luſt — Was? Luſt, hinein zu ſpringen?
Du mußt doch ausgelaſſen ſeyn.
Verſuch es nicht und ſpring hinein,
Du könnteſt dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja ſonſt noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unſern Kleidern ſchaden,
Und kindiſch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmſt du drauf zum Vater naß hinein:
So haſt du's da erſt auszubaden.
Doch keine Redekunſt nahm unſern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich erſaufen?“
Und kurz und gut, er ſprang hinein,
Und ließ ſichs wohl in ſeiner Grube ſeyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So ſprang der Philoſoph ſo gut, wie er, hinein.

Dieß iſt die Kunſt der ſtrengen Moraliſten.
Bekannt mit dem Syſtem, und von Grundſätzen voll,
Beweiſen ſie das, was man laſſen ſoll,
So froh, als ob ſie nichts von den Begierden wüßten.
Sie ſind von beſſerm Thon, als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüſſe.
Uns Armen iſt die Thorheit ſüße;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir laſſen ſie, wenn wir ſie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern ſehn,

Und

Und denken nicht daran, daß wir uns ſo vergehn.
Sie aber, die gelehrt ſich aller Thorheit ſchämen,
Begehn die That, die ſie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht ſehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein ſehr geſchickter Candidat,
Der lange ſchon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe ſeine Probe;
Allein ſo gut er ſie gethan,
So ſtund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verſtorbne Herr, das war ein andrer Mann.
Der hatte recht auf ſeinen Text ſtudiret,
Und Gottes Wort, wie ſichs gebühret,
Bald griechiſch, bald ebräiſch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer ſtattlich ausſchendiret,
Und ſtets ſo fein ſchematiſiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann, wie geſagt, erſtatt Er nur Bericht,
„Wir mögen dieſen Herrn nicht haben.“
So ſagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht ſolche Gaben,
„Wie der verſtorbne Herr.“
Der Amtmann widerſpricht;
Der Suprintend ermahnt. Umſonſt, ſie hören nicht.
Man mag Amphion ſeyn, und Fels nnd Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erſtattete Bericht,
Weil alle ſteif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette faſt, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und ſeht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Prieſterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweiſen ſollte.
Der Suprintend fing an die Bauern zu erbaun,
Und ſprach, ſo ſchwierig ſie noch ſchienen,
Doch ſehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu ſoll dieſe Sanftmuth dienen?
Ihr Richter, Schöppen, und ſo fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochſen, die ihr alle ſeyd!
Euch Flegeln geb ich den Beſcheid,
Ihr ſollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt ſind wir noch da.
Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einſt einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuſchlagen.
Ich will dir zwey, verſetzte jener, ſagen;
Dann wähle die, die ſich für dich zu ſchicken ſcheint.
Die erſte hat, nebſt einem Ritterſitze,
Ein recht bezauberndes Geſicht,
Liebt den Geſchmack, ſpricht mit dem feinſten Witze,
Und ſchreibt die Sprachen, die ſie ſpricht.
Sie ſpielt den Flügel ſchön, und kann vortrefflich ſingen,
Und malet ſo geſchickt, als es die Kunſt begehrt.
Und in der Wirthſchaft ſelbſt giebt ſie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunſt und allen ihren Gaben
Hat ſie kein gutes Herz.
Die andre ſieht nicht ſchön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künſten nichts, die jene kann, verſtehn;
Doch bey Verſtand und einem ſtillen Reize,

Der, ohne daß ſie's ſieht, gefällt,
Beſitzt ſie, frey vom Stolz und Geize,
Das beſte Herze von der Welt.
Was thätſt du wohl, wenn dich die erſte haben wollte?
Ach, fieng der Freyer an, wenn dieß geſchehen ſollte:
So ſpräch ich zu der erſten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu ſeyn.

Emil.

Emil, der ſeit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey ſeinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geſchicklichkeit
Zu einem Amt als nach dem Amte ſtrebte,
Ward einſt von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt ſo rühmlich von ihm redte,
Und mancher ſich vor ihm ſchon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von ſeinen Gaben hätte?
Ich, ſprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen guken ſah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb ſteif vor dem Sehrohr ſtehn,
Und ſah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel ſehn.
Was heißt es denn, ſprach drauf der Knabe,
Daß ich faſt nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergeſſen habe;
Mein Vater fängt es anders an;
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.

O bin

O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu:
Und hurtig hielt er ſich die Augen beyde zu,
Und ſah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was ſah er denn? Das alles, was du ſiehſt,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich ſehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehſt.

Der Lügner.

Ihr Meiſter in der Kunſt zu lügen,
Rühmt euren Witz, ſchlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett ich doch, daß euch die rechte Liſt noch fehlt.
Ein ſchlechter Menſch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug ſtreitig machen.

In London ſaß ein böſer Bube
Nebſt einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerſtube,
Und that auf ſeinen Leib dem einen ein Gebot *).
Doch Niklas ſchwur, daß ihn der Teufel holen ſollte,
Eh er für dieſen Preis dem Arzt ſich laſſen wollte.
Herr, ſchrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl ſo lange handeln könnt?
Laßt ſeinen magern Leib den Raben.
Seht, wie geſund ich bin, wie fett! Ihr ſollt mich haben.
Und wißt ihr, was ihr geben ſollt?
Ich will es billig mit euch machen:
Drey Gulden. Bin ich todt, ſo ſchneidet, wie ihr wollt;
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:

Gelogen!

*) Es iſt in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Miſſethätern ihren Leib abkaufen.

Gelogen! Herr, ſeht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd' in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geiſt.

Vor dem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geiſter dann und wann erſchienen,
Ließ ſich ein Geiſt, in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette ſehen,
Und hieß ſie freundlich mit ſich gehen,
Und ging mit ihr auf einen wüſten Platz.
Frau, ſprach der Geiſt, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her; dann findeſt du ein Licht,
Dem grabe nach; doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verſchwunden ſeyn.

Die Frau fand zur geſetzten Stunde
Die Nacht darauf ſich mit dem Grabſcheid ein.
Nun die muß recht beherzt geweſen ſeyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und ſollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer ſtünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund;
Und wenns der Geiſt recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Der Frau verſchlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, ſpricht ſie bey ſich ſelbſt, bey Leibe ſprich kein Wort,
Sonſt rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was ſie ſich vorgenommen.
Sie ſchweigt und gräbt getroſt. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen;
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.

O ſeht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O! wenn ſie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem ſchweren Topf gleich einen Träger hätte!
Iſt denn ihr Geiſt nicht etwan auf den Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief ſie ſchnell, ich muß mich ſchämen,
Sie zu bemühn — Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel ſtehn;
Denn alles kann man faſt den Schönen,
Nur nicht den Trieb, ſich ſelber gern zu ſehn
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß iſt der Ton, aus dem die Männer ſchmähn!
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln ſtehn!
Ich laß es herzlich gern geſchehn.
Was wolltet ihr auch ſonſt wohl machen?
Beſtändig tändeln, ewig lachen,
Und ſtets nach den Verehrern ſehn?
Dieß wäre ja nicht auszuſtehn!
Genug, das ſchöne Kind, von der ich erſt erzählte,
Beſpiegelte ſich oft, und muſterte das Haar,
Und beſſerte, wo nicht das mindſte fehlte.
Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah ſie am Spiegel ſtehn und ſchmählte.
„Habt Ihr Euch noch nicht ſatt geſehn?
„Ich geb es zu, Ihr ſeyd ſehr ſchön!
„Doch ſein Geſicht die ganze Zeit beſehn,
„Verräth ein gar zu eitles Weſen.“
Herr Autor, ſprach ſie, der ihr ſeyd,
Hebt mit mir auf; denn ſich gern ſelber leſen,
Und gern im Spiegel ſehn, iſt beydes Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieß nicht nah,
Daß viele Kluge darben müſſen,
Bloß weil ſie mehr, als andre, wiſſen,
Und zu Betrug und Liſt zu blind,
Zu groß zu Praleren und Wind,
Nicht knechtiſch gnug zu Schmeichlern ſind?
O Freund! bedaure doch Alceſten,
Ihn, den itzt ſchwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte,
Und doch ſein Herz viel lauter ſeufzen hörte;
Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
Gott lebt, Gott herrſcht, und hört dein Ach!
Er hört, ſo groß er iſt, der jungen Raben Flehen!
Drum iſt er nicht zu groß, auch dir mit beyzuſtehen;
Und der, indem er dieſes ſprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?
Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in ſeine Leidenſchaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beſchloß, zu ſeinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht geſehn.
Er, ſprach er, iſt es werth, und fing ſchon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir ſpricht,
Wird die Geduld, die ſonſt ſo ſchwere Pflicht,
Mir lange ſo beſchwerlich nicht.

Er eilt mit ſehnſuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der ſonſt ſchleicht,
In Hoffnung ſchneller geht, und hoffend ſeine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie ſehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.
In dieſem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe ſchnell hinauf.
Der Vorſaal wimmelte von Leuten:
Alceſt erſchrickt. „Gott! was ſoll das bedeuten?“
Er tritt herein; und ſeht, man bahrt den Damon auf!
Er kehrte von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuß, zurück.
Die Sorgen, ſeiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, ſprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod ſo bald entſeelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,
Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſeyn, der Tugend nachzuſtreben,
Dieß ſey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonſt führt ichs meinen Leſern an);
Aus dem ich mich Raths zu erholen ſuche,
Wenn ich ſelbſt nichts erfinden kann;
Aus dieſem alten deutſchen Buche,
Das mir ſchon manchen Dienſt gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.
Als ich einmal, ſo fängt mein Autor an,
Nach ſeiner Weiſe zu erzählen,
In einer Kirche ſaß, ſo fiel mir jähling ein:

Wer mag von ſo viel tauſend Seelen,
Die dieſen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmſte Seele ſeyn?
In den Gedanken ſchlief ich ein,
Und ſah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeiſt ſtehn:
Du, ſprach er, wünſcheſt dir, das frömmſte Herz zu ſehen?
Und rührte mein Geſicht mit ſeiner Rechten an.
Mir kam, ſo bald er dieß gethan,
Ein ſanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich ſah ich mich in heilgem Glanze ſtehen.
Fang an, ſprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz ſo rührt, daß er dich dreymal küßt,
Der hat das frömmſte Herz, das hier zu finden iſt.
Ich gieng, um es recht bald zu wiſſen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacriſtey
Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es ſchien, als wollte man mich küſſen.
Ich wartete noch eine gute Friſt,
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.
Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmſten Mienen fand,
Und alles ſchien ſich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.
Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Geſichtern, voll von Ernſt und tiefer Weisheit, ſehn.
Ich blieb ein feines Weilchen ſtehn:
Sie ſahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob ſie ſich an mir ſchon ſatt geſehn;
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.
Ich ſtellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiſſe Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohneſt du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeiſt zu.

Mein traurig Schickſal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle ſchlich,
Sah mich, in einem ſchlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und ſeht! ſie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unſchuldsvollen Freude;
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
So fühlt ich ſchon die ſel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menſchenliebe
So ſtark in mir, als ich ſie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Beſitzt das beſte Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhiſtor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müſſen,
Es mag uns noch ſo ſehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einſt ein hochgelehrter Mann,
Beſtäubt von ſeinen Büchern an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er ſich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort, Willkommen! herzlich gähnte.
„Wer ſeyd Ihr denn, mein lieber Mann?“
Ein Polyhiſtor, ſprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. —
Indem er noch vor Charons Kahn
Von ſeinen Sprachen ſprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten ſchrie, die er geſchrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer ſeyd Ihr, auch ein gelehrter Mann?“
Ich zweifle ſehr, ſprach er, ob ich den Ruhm verdiene.
Ich habe nichts, als mich ſtudirt,
Nichts, als mein Herz, das mich ſo oft verführt;
Deß Tiefe ſucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein ſo viel ich immer nachgedacht,
Und ſo bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:

So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.
Der Polyhiſtor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererſt zu ſteigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerſt den Klugen überfahren;
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die ſtolze Polyhiſtor waren,
Hab ich mich ſchon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall ſang einſt ihr göttliches Gedicht,
Zu ſehn, ob es die Menſchen fühlten.
Die Knaben, die im Thale ſpielten,
Die ſpielten fort und hörten nicht.
Indem ließ ſich der Kukuk luſtig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das ſchöne Kukuk zehnmal nach.
Hörſt du? ſprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.
Drauf kam Damöt mit ſeiner Schöne.
Der Kukuk ſchrie ſein Lied; ſie giengen ſtolz vorbey.
Nun ſang die Meiſterin der zauberiſchen Töne
Vor dem Damöt und ſeiner Schöne,
In einer ſanften Melodey:
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt ſteht ſtill und Phyllis ſetzt ſich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen ſingt.
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Fabeln

Fabeln und Erzählungen.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, ſprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebſten iſt. Führ Er ſie treulich an;
Er ſiehts, es ſind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird Er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich ſeyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dieß laß Er ſie fein fleißig treiben,
Und präg Er ihnen ja das Chriſtenthum wohl ein.
Ich kanns Ihm nicht ſo recht beſchreiben;
Allein, Er wird mich wohl verſtehn.
Ich möchte ſie gern klug und ehrlich ſehn:
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und iſt vor Gott im Himmel ſchön;
Erfüll Er alſo meine Bitten!
Hier geb ich Ihm ein Stübchen ein,
Und was Er braucht, das ſoll zu Seinen Dienſten ſeyn.

Der Lehrer fand ein Herz bey ſeinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches ſchlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunſt den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug ſo gern Mandate lieſt,
Trüg itzt verdient, als Staatsmann, ſeinen Orden;
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwiſt,
Verſehn mit Kühnheit und mit Liſt,
Aus Ehrgeiz gern der Führer iſt,
Wär einſt ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht biſt!

Der junge Mann, geſchickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich ſeine Pflichten;

Und

Und dieß gefiel dem Bauer ſehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.
Nun war ein Jahr vorbey. Herr, ſprach der gute Bauer,
Was ſoll für Seine Mühe ſeyn?
„Ich fordre dreyßig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienſt iſt ſauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beynah ſo viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das beſorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen mir ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verſtehn,
Ihm jährlich dieſen Lohn anſehnlich zu erhöhn.
Geſetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Iſts denn ein Bubenſtück?
Viel beſſer, ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als daß ſie's, reich und laſterhaft, verſchwenden.

Hat ſich dieß wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir ſo gar den Ort,
Wo dieſer Bauer wohnt, und ſeinen Namen ſagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für ſein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gülden giebt.

Elmire

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erſchienen einſt vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den beſten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, ſonſt ein finſtrer Mann,
Sah ſeine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübſcher Jüngling an;
Du da in deinen ſchwarzen Haaren,
War dieſes etwan dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen leſen.
Und du dort, lächelndes Geſicht,
Nicht wahr, ihr ſeyd verliebt geweſen?
Geſteht mirs, eher fahr ich nicht.

Mein Herr, was will Er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
Kann man denn ohne dieſe Triebe
Kein ſchön und glücklich Mädchen ſeyn?
Was? Ich verliebt? Er irrt ſich. Nein,
Ich kann es Ihm durch einen Eid verſichern,
Daß ich, bey meinem hohen Stand,
Dank ſeys der Tugend und den Büchern!
Die Liebe nicht gewünſcht, noch weniger gekannt,
Und kurz, was brauch ich mehr zu ſagen,
Da ich die Liebe ſtets verſchmäht:
Verſchon Er mich mit ſolchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr verſteht.

Ich, ſprach ſie, wills aufrichtig ſagen:
Ich ſchäme mich der ſüßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unſrer Sprache ſpricht,
Mein größter Wunſch, und ich ſein Glück und ſein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küſſen,
Und that, als wollte michs verdrießen;

Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,
Und hätte doch geweint, wenn er geſchwiegen hätte.
Ich ſchalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe ſchrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläſſig überſchleichen,
Und floh geſchwind, und ließ im Weichen
Geſchickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unſchuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.
Gut, fieng der Fährmann an, gleich wird ſichs offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungeſtüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wirs ſehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn ſtehn.

Hanns Nord.

Ein Mann, der ſich auf vielerley verſtund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein ſeltnes Kunſtſtück wüßte,
Und lud auf ſein erbaut Gerüſte
Den künftgen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und ſich in Kupfer ſtechen;
In dieſen Krug, war ſein Verſprechen,
Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz ſoll nur acht Groſchen ſeyn.
Nun gieng das Blatt durch alle Gaſſen.
„In einen Krug? Was? raſt der Mann?
„Das ſoll er mir wohl bleiben laſſen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;

„Der dümmſte Kopf muß das verſtehen;
„Allein acht Groſchen wag ich dran.
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich ſehen!“
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten ſchon Caroſſen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Phyſik bewieſen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Geſetzt auch, wandte Lady ein,
Geſetzt, dieß könnte möglich ſeyn:
So wird doch ſtets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unſer Kutſcher ſchläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune ſchlagen.

Halb London ſaß nunmehr an dem beſtimmten Ort,
Und ſah den Krug erſtaunt auf dem Theater ſtehen.
„Wird nicht das Werk bald vor ſich gehen?“
Man wartet, pocht und lärmt. Indeſſen ſchlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die ſich, von Neugier blind, auf ſein phantaſtiſch Blatt,
Vor ſeine Bühne drängen können?

Du lachſt; doch weißt du auch, daß du durch gröbre Liſt
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen biſt?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, verſehn zum Bücherſchmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug ſchon bey ſich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonſtriren;
Sein gründlich Wörterbuch erſpart dir das Studiren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunſt zu converſiren;

Er

Er lehrt dich, ohne Müh ſinnreich poetiſiren,
Dich ohne Koſten Wirthſchaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erſtaunſt und eilſt, und kaufſt und lieſt,
Was denn? daß du betrogen biſt.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling ſtritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für ſchön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für ſchön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er ſtritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.
Wie, ſprach der Alte, ganz erhitzt:
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie ſind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geſchmack und Alter ſchützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunſt ſchon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl ſagen,
Wenn ich die Verſe ſelbſt gemacht?
Ich, ſprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelaſſen ſagen,
Daß man, Geſchmack und Dichtkunſt zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und ſtolz zu ſeyn.

Alceſt.

Durch Unglück mehr, als durch Verſehn,
Verlor Alceſt im Handel ſein Vermögen.
Er ſaß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erſchien, ihm beyzuſtehn,
So viel in London ihrer waren.

Sein

Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagts, ſeine Freyheit zu erflehn.
Er wagt ſich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alceſt das meiſte Geld geliehn,
Und bittet mit den treuſten Zähren,
Die ſchamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.
Nein, ſpricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Böſewicht
Um ſo viel tauſend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So ſoll er nie die Freyheit wieder kriegen.
Beſtürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft ſich der Sohn zu ſeinen Füßen.
O! Gott, was hab ich hören müſſen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich iſt er nur; allein kein Böſewicht.
Laßt mich an ſeiner Statt verſchließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich dieſen Wunſch erreicht!
Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einem Mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, ſprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Verſöhnung dich umarmen;
Dein Herz iſt deiner Bitte werth.
Dem Vater ſoll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlaſſen ſeyn;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.
Hör an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein;
Ihr Herz iſt deiner werth; willſt du mein Eydam ſeyn?
So habe ſie und meinen ganzen Segen.

Die

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar,
Und o! wie glücklich ward dieß Paar!
Itzt aber giengen ſie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenſchaft den Vater zu befreyn.
Erſt tritt der Sohn und nun tritt ſie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich ſehe ſie — doch dieſe Scene
Will nur gefühlt, und nicht beſchrieben ſeyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von ſich ſelbſt und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius entzücket,
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quäſtor abgeſchicket;
Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, ſich die Belohnung aus.
Wer iſt wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das iſt er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt,
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. —
In dieſen ſchmeichelnden Gedanken
Stieg bey Puteoli der Quäſtor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.
Schnell ließ er ſich vor ſeinen Gönnern ſehn,
Und ſuchte ſchon ſein Lob in ihren Mienen.
Iſt das nicht Cicero? rief einer unter ihnen;
Ja, ja, er iſts; o das iſt ſchön!
Wie lange haben wir ſchon nichts von Rom vernommen!
Wie ſtehts in Rom? Wenn reiſten Sie von da?
Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!

Ich

Ich komm aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
Verſetzt ein Andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quäſtor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quäſtor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher; verlaßt euch auf mein Wort!
Mit dieſem Ruhm ſchlich Tullius ſich fort.

Du, der du denkſt, daß alle von dir wiſſen,
Von dir itzt alle reden müſſen,
Und dich im Herzen ſtolz erhebſt;
Von Tauſenden, die dich nach deiner Meinung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebſt.

Der Freundſchaftsdienſt.

Noch unbekannt und ungeprieſen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwieſen,
Als man von Brüdern hoffen kann.
Ihn zu beſingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeſchätzt
Leb' Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite ſetzt!
Spricht einſt in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er ſein, und ganzen Schaaren
Lock er die Thränen ins Geſicht.
Zu ihm, dem treuſten Freund auf Erden,
Kam einſt Philint, ſein ander Ich.
Freund, ſprach er, hilf mir glücklich werden;
Ich weiß ein liebes Weib für mich.
Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verſtand, und Reiz, und Glück.

Ihr

Ihr Herz, von edlichkeit beſeelet,
Gefällt und ſpricht in jedem Blick.

Ach Ampant! du kannſt mir dienen,
Du biſt ein angeſeh'ner Mann.
Verreiſ' und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Aeltern na

Ich weiß, daß dich Geſchäfte halten;
Doch — Schweig! fiel Ampant ihm ein,
Geſchäfte kann ich ſtets verwalten!
Allein nicht ſtets dir nützlich ſeyn.

Ich reiſe gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der Tag verſtrich.
Er reiſte, ſahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne ſelbſt für ſich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! ſprach der arme Wandersmann,
Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile ſie mit euch; ſo wahr Gott über mir!

Gut, fieng er an, du haſt geſchworen:
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünſche dir viel Glück.
Im kurzen kam der Wandersmann zurück.
Ach! ſprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermſter fand! Ihr habt's doch wohl verloren.
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und dieſe bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das was ich beſchworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren;
Behaltet euer Geld, weil ihr ſo ehrlich ſeyd.

So fühlt oft ſelbſt ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Cotill.

Erſchrocken kam Frontin zu ſeinem Freund Dorant.
„Ach, liebſter Freund, iſt dirs denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
„Bedenke die verfluchte Liſt,
„Man ſtrebt nach dem, was dir am liebſten iſt:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieſer Nacht noch ſolls geſchehn.
„Unglücklicher! was willſt du machen?
„Laß doch geſchwind das Haus bewachen.
„Mein Blut ſoll dir zu Dienſten ſtehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verſchließen.“
Nein, ſchrie Dorant, willſt du mich glücklich wiſſen:
So laß die Thüren offen ſtehn!

Ihr Weiber, dieſes klingt nicht ſchön!
Iſts möglich, ſeyd ihr an den Plagen
Liebloſer Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen Schuld;
Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietriſch plagen,
Die uns vergöttern, wenn ſie freyn,
Wie können wir da lange zärtlich ſeyn?
Ihr Männer, dieſes klingt nicht fein!

Der

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verſehn zum Graben,
Wollt itzt ein beſſer Schickſal haben,
Und rief das Glück um Beyſtand an.
Das Glück erhörte ſein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo ſtarke goldne Stangen;
Allein der ungeſchickte Mann
Sah ſie für altes Meſſing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälſt du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu ſchicken?

Du wünſcheſt dir mit Angſt ein Glück,
Und klagſt, daß dir noch keins erſchienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günſtger Augenblick;
Allein bitt um Verſtand, dich ſeiner zu bedienen;
Denn dieſes iſt das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund vor beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit redneriſchem O! und Ach!
Von den geringſten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und was noch ſchlimmer war, meiſt von ſich ſelber ſprach;
Und, daß es ihm ja nicht an Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.
Ein ſo beredter Herr ſah einen wackern Mann,
Der denkend ſchwieg, verächtlich an.

Der

Der Herr, ziſcht er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verſchworen,
Ich wett, er iſt ein Narr, und weiß nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, ziſcht der ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, ſchweigt niemals ſtill.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, ſein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel ſah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kützel zu vertreiben,
Zwey Jahre nach Amerika;
So ſauer auch die liebe Mutter ſah.
Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beſchloſſen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen ſollte.
Der ausgelaßne Sohn ward alſo ein Soldat.
Und dieß war auch der beſte Rath;
Denn was nun auch die Leute ſagen,
Die dieſem Stand nicht günſtig ſind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geſchlagen,
Der, Trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiſer war, als der, den er vernünftig ſchlug.
Doch dieſe Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungeſtüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wieder nehmen.

Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geſchwind;
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War ſein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn beſſer zu bezwingen;
Er gab ihm eine böſe Frau.

Die beyden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einſt, verdammt zur Sklaverey,
Dem ſtolzen Spanier und ihrem Schickſal treu.
Sie waren beyde jung, und bey dem Freundſchaftstriebe
Empfanden ſie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das ſchönſte ſchwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender geſehn, war beyder Gegenſtand.
Als Sklavin lebte ſie bey einem Herrn mit ihnen,
Und jeder wünſcht allein ihr Herz ſich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr ſeins beſcheiden an.
Ich lieb Euch, ſprach ſie oft, und einer ſey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beyde ſtets zu ſchwer!
Denn jeder liebte ſich bey dieſem Glück zu ſehr,
Als daß er eine Braut, die ſich ihm ſchenken wollte,
Und die er ſchon gehofft, dem Andern laſſen ſollte;
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit
Beſaß ein jeder auch zu viel Rechtſchaffenheit,
Als daß, ſo lang ihn nicht ſein Freund ſelbſt überredte,
Er ihn gekränkt, und ſie dem Freund entzogen hätte.
So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,
Und ſtill ertrugen ſie die Qual feindſel'ger Triebe,
Die Qual der Eiferſucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und ſahn ſich oft, wenn ſie beſchämt einander ſahn,

Mit Thränen, die das Haus ſelbſt weinend machten, an;
Mit Thränen, wie ſie da zween Brüder treu vergießen,
Die ſich im Unglück ſehn und keine Rettung wiſſen.

Nach oft gefühlter Pein und unentſchiednem Streit
Der freundſchaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als ſie einſt mit ihr betrübt im Grünen ſitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu ſchwach, ſich zu beſchützen,
Bewilligen ſie ſchnell den ſchrecklichſten Verluſt,
Und jeder ſtößt den Dolch in der Geliebten Bruſt.
Ein Sklave ſah von fern die ſchreckensvolle Scene.
Er kam. Hier lagen ſie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, ſahn ſich noch einmal an,
Und thaten ſchnell an ſich, was ſie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laſter ſich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einſt mit einem tapfern Greiſe
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weiſe,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Geſetz erkennt, als das er ſelbſt gemacht.

Prinz, ſprach der General, Sie kränken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Troſt, den Troſt im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürſt, Ihr ſeyd ein tapfrer Mann,
Ihr ſeyd mein beſter Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben;

Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht.“
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dieß iſt wider Ihre Pflicht.
„Gott iſt nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürſten ſind es nicht.“
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß ſind Sie, ſprach der Greis; ich hab es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürſt, gewagt;
Und itzt wag ichs zu Gottes Ehre.
Thor, rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner iſt, belehre?
„So hätt ich Luſt, ein Böſewicht zu ſeyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König ſcheun;
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele tauſend ſeyn.
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!“

Rhynſolt und Lucia.

Umſonſt wandt Rhynſolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wolluſt zu verführen.
Ihm öffnete ſein hoher Stand ihr Haus;
Allein ſie wich des Fürſten Liebling aus,
Und ließ ihm die Verachtung ſpüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der ſich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laſter nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterſtützt!
Sollt es der Brunſt, die Rhynſolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzuſprechen.
Allein, was iſt denn ſein Verbrechen?
Iſts mehr noch, als der Mann der ſchönſten Frau zu ſeyn,

Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynſolt zeigt, wer Danvelt ſey,
Er überführet ihn der Landsverrätherey
Durch Briefe, die er nie geſchrieben.
Und morgen eilt ſein Todestag herbey.
Sein Weib wirft ſich zu Rhynſolts Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge ſelbſt, aus dem itzt Thränen ſchießen,
Das ach! das ihn mitleidig machen ſoll;
Ein Blick, beſeelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie ſah er Lucien ſo ſchön.
Er klagt ihr ſein unkeuſches Feuer. —
Verſchämte Muſe, ſags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe ſprach!
Um ſie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er ſie ſelbſt in ſeinen Kerker führen,
Und läßt ſie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung ſpricht aus beyden.
„O Danvelt! ſoll ich dich vom Tode nicht befreyn?
„Man eilt, dich ſchrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten,
„So wirſt du morgen nicht mehr ſeyn.
„Willſt du die Schande mir verzeihn,
„Nun, ſo gebeut!“ — Sie zittert, mehr zu ſagen,
Und drückt ihn ſtarr an ihre Bruſt.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn ſchreckt ein doppelter Verluſt.
„Soll ich den Tod, den peinlichſten erdulden?
„Ach! liebſtes Weib, ich bin zu ſchwach!
„Befreyſt du mich durch deine Schmach,
„So ſind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch — O Gott! was ſoll ich nun erdulden!“

Der

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen ſah,
Ergiebt ſich thränend dem Barbaren.
Er ſtillt die Brunſt und bittet ungeſcheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Itzt kannſt du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunſch, aus ſeinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig ſchaden kann:
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnſt deswegen nicht.

Sie flieht, mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuſchließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie ſteht erſtarrt; kein Ach! erſchallt,
Man ſieht auch keine Thränen rinnen.
Des Schmerzens tödtliche Gewalt
Heißt ſie allein auf Rache ſinnen.
Sie ſucht den Hof, wo Carl, ihr Fürſt, regiert,
Und hat das Glück, den Fürſten zu erreichen.
Wenn dich, ruft ſie, die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Carl, dich itzt mein Flehn erweichen!
Es iſt zu ſpät, mein Schutz zu ſeyn.
Du kannſt nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynſolt — Strafe ſein Verbrechen;
Ich ſchäme mich, es auszuſprechen.
Lies dieſe Schrift und fühle meine Pein!

Carl lieſt, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angeſicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürſten, welch ein Lobgedicht!
Carl lieſt, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angeſicht.

Doch iſts genug, das Laſter zu beweinen?
Ein Tag wird angeſetzt; der Liebling muß erſcheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennſt du dieß Weib? ſpricht Carl. Ein plötzliches Erſchrecken
Verräth den Böſewicht; er räumt das Laſter ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet ſeyn.
Der Fürſt läßt gleich den Biſchoff kommen
Und wohnt der Trauung ſelber bey.
Du, ſpricht er, haſt ſie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dieß beweiſt nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verſchreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du biſt durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene *).

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In ſeinem ſtillen Hirtenſtande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er ſang, war Frölichkeit.

Ihn

*) Ich habe mich über dieſe und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner vermiſchten Schriften vorgeſetzt, alſo erkläret: „Ich erfülle hiermit „das Verſprechen, das ich unlängſt öffentlich (in dem 123ſten „Stücke des Hamburgiſchen Correſpondenten vom Jahre 1759), „obgleich gezwungen gethan habe, und liefere meinen Leſern den „größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Beluſtigungen, verbeſſert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht „iſt dieſe Arbeit eine der undankbarſten, die ich jemals unternommen habe; ſo wie ſie mir eine der unangenehmſten iſt. Geſetzt, „es wäre mir geglückt, dieſe meine erſten Verſuche von den mei„ſten

Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte ſie doch nichts gewinnen,
Als daß ſie flüchtig ihm gefiel.
Ein ſeltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch ſeinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er ſie gewahr,
So fühlt ſein Herz Lieb und Gefahr.
Er ſteht, und will nicht ſtehen bleiben,
Erſtaunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit!
Verſpricht ihr alle ſeine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunſt erfahren,
Hört nichts von dem, was er verſpricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als ſähe ſie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch ſchlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.

Ich,

„ſten Fehlern zu reinigen: ſo iſt doch die Abweſenheit der Fehler in „den Werken des Geſchmacks mehr eine Nothwendigkeit, als Ver- „dienſt. Man kann einer Poeſie durch Verbeſſerungen kleine Schön- „heiten geben; das iſt gewiß. Aber die Hauptſchönheit, die in der „ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe „der Schreibart ſelbſt beſteht; wie kann dieſe einem Werke erthei- „let werden, wenn ſie nicht in ſeiner Geburt mit ihm erzeugt wird, „wenn ſie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da iſt? „Dadurch, daß man dem Geſichte die Flecken entzieht, wird die „Miene noch nicht einnehmend.“

Ich, ſingt ſie, bin nicht mein. Neptun beſtimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, ſprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer ſchleicht betrübt nach ſeiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er ſeine Bitte.
„Neptun! So ſoll das Meer die trefflichſte Geſtalt,
„Die mich entzückt, in ſeinen Schoos begraben?“
Nein, rief der Gott, du ſollſt ſie haben;
Denn du verlangſt ſie mit Gewalt.
Wie hurtig ſchwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie ſchön ſang ſie, wie zauberiſch!
Er reicht ihr ſeine Hand. „Komm göttliche Sirene!“ —
Doch welch Entſetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Menſch, halb Fiſch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur ſehr oft die Lehre,
Daß unſer liebſter Wunſch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenſtock entſpann ſich einſt ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die ſtachlichte Parthey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer beſſer oder ſchlechter ſey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und ſtets mit Kunſt beſchäftigt ſind,
Daß unſer Roſt von Honig rinnt;

Wer

Wer ſieht es nicht, daß wir die Beſſern ſind?
Was braucht man alſo noch zu fragen?
So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig ſeyn,
Woſern wir nicht das Waſſer künſtlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß ſchadet unſerm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geſchickt gehalten.
So niedrig unſre Pflicht euch ſcheint,
So ſoll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Waſſer mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verſchmachten,
Und viele Zellen wurden leer.
Der Weiſer rief darauf den Reſt der Unterthanen,
Um ſie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterſchied in eurer Pflicht
Erzeugt, ſprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treuſten dienen,
Dieß ſind allein die beſſern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der ſich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einſtens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von dieſem frommen Mann,
Nebſt ſeinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beyder Tod war nah.
Ach! fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?

Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn ſein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In ſieben Schlachten ſtets geſieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann,

Der Eremit ſah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?“
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu ſeyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr ſo vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich ſag es Euch auf mein Gewiſſen:
Der Reitknecht als ein ſchlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunſt und ſeinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören,
Und freute ſich, wenn durch ihr ſchmetternd Lied
Die Lerche minder Kunſt verrieth.
O, ſprach ſie, wenn ich doch ein Lied
Gleich ſeinen hohen Liedern ſänge!
Und ſang, indem ſie dieſes ſprach,
Dem Nachbar eiferſüchtig nach,
Verliebte ſich in ſeine fremden Gänge,
Und quälte ſich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canariſch fehlerhaft zu ſingen.

O! ſprach

O! ſprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie ſinnreich biſt du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich ſeyn gelehrt,
Und ſieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin ſchreibt niedrig und ſchreibt ſchön;
Cleanth ſchreibt hoch. Elpin wünſcht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu ſtehn!
Er ſucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihm nach, und muß ihm weichen,
Und ſchreibt und denkt für keinen Menſchen ſchön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So ſagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieſes ſprach,
Von ſeinem Jugendglück gerühret,
Von ſeinem Phylax angeführet,
Dem Vater ſchon von weitem nach.
Kaum trat er in den Buſch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke ſtach.
Er ſchalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem böſen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, ſprach er, ſtecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umſonſt betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit ſeinen Ungeheuern;
Allein ſie fanden nicht ihr Grab;
Und ſtachen ſie zuvor aus bloßer Luſt zu ſtechen,
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zu rächen.
Verwandet im Geſicht, auf beyden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm ſeine Noth.

„O ſehn

„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
„Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht.
„Ich lief, ich ſchlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.
Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet ſeyn.
Und trittſt du einſt, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirſt um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken!
Verfolge deinen Weg getroſt, und denke fein
An die Geſchichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ ſich der ſtolze Hänfling nieder.
Mich dauert, ſprach er, dein Gefieder.
O! ſage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?
　　Mich, ſprach ſie, lockte jene Flur.
Und ich, zu lüſtern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch ſchon.
　　Das Netz, ſprach dieſer, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Und wenn ich noch ſo lüſtern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr.
　　Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf ſieht ſie den Freund, der ihr

Den weiſen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief ſie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?
Die Freundin, ſprach er, gieng mir nah,
Die ich in dieſem Bauer ſah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um ſie zu ſeyn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche Liſt
Mein Fuß hier angefeſſelt iſt!
Die Ruthe, ſprach ſie, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern iſt!

Der Hochzeittag.

Vom Vater ſeiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien ſich endlich zu vermählen,
Und ſelbſt den Tag mit ihr zu wählen;
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar ſehnſuchtsvolle Seelen!
Sie ſehn ſich ſchmachtend an, und wählen.
Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir alten Mann noch eine Lieb erweiſen;
So fahrt, (ich bin zu ſchwach, ſonſt würd ich mit euch reiſen),
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Prieſters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein ſelig Ehweib gab, ganz ſtill zuſammen geben.
Philet reiſt auf des Vaters Wort
Mit ſeiner Braut an den beſtimmten Ort.
Seit geſtern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenſtück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,

Entzückt von Lieb und Lenz, in ſein Gemach zurück;
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte ſein und ſeiner Schönen Glück.
In ſcherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tiſch, auf dem ein Paar Piſtolen liegen,
Die er vom Schuß noch geſtern ſelbſt befreyt,
Steht er mit ihr allein und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er ſcherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grauſamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Beſinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umſonſt an Euer Fenſter kam,
Da Ihr mich Aermſten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunſt, die Herzen zu beſtricken,
Mit Euern zauberiſchen Blicken,
Mit Euerm Haar, ſo feſtlich ſchön es iſt!
Schieß her, ſpricht ſie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du ſo grauſam biſt!
Er ſchießt. Ach Gott! und ſie fällt todt zur Erden.
Und wer beſchreibt wohl ſeine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch ſein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und ſchließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Piſtolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reiſe nöthig ſchien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“
Nein, Herr! — und gleich erſchoß er ihn.
Dann ſchrieb er dieſen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichſten dir, Vater, vorgeſtellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Menſch empfunden,
Itzt der Unſeligſte der Welt.
O! dürfteſt du doch niemals wiſſen,
Wie elend ich und du geworden ſind; —
Getödtet von mir ſelbſt, liegt ſie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebſtes Kind!
Mein Diener, deſſen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt ſchon durch gleichen Schuß gefällt;

Ich

Ich aber, der ich mich mit Abſcheu nur betrachte,
Was ſollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod ſoll gleich der meine rächen.
Wenns möglich iſt, o! ſo verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann —

Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elſter und der Sperling.

Ein Sperling ließ ſichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich ſchmecken,
Und ſchluckte ſtill die beſten Beeren ein.
Die Elſter ſahs mit ſcheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge ſeyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja, gewiß;
„So reif, Herr Sperling, und ſo ſüß,
„(Denn ſie verſtehn ſich auf die Trauben),
„War, was nun auch der Winzer ſpricht,
„Der Wein ſeit vielen Jahren nicht.“
Der Winzer hört der Elſter Lobgedicht,
Und zwingt die Gäſte fortzufliegen.
O! ſprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehſt du mir, du Schwätzerin!
Willſt du die Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wiſſen.
Siehſt du denn nicht, wie ſtill ich bin?
Drum ſchweig, und komm, den Berg noch einmal durchzuſtreifen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz ſtill.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht ſchmecken will;
„Die Trauben ſind ja reif. Doch ſtill!

„Der

„Der Winzer läßt ſich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, ſie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum.“
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte ſie den ſichern Baum,
So ſchrie ſie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich ſind wir alle beyde!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So ſchrie ſie noch, als ſchon ein Schwarm von Elſtern kam,
Und das geprieſne Glück ihr nahm.

Du, der ſein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns ſichrer bleibt und ſüßer ſchmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit ſehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Criſpinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Criſpinen,
Und bald die Seinen ſeitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit,
Er ſteht und ſchweigt, und ſagt durch Schweigen
Die wichtigſte Begebenheit.

„Mein Herr, hat ſich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir ſind allein.
„Was giebts?“ Umſonſt ſind alle Fragen:
Er wiederholt ſein myſtiſch Nein.

O lern doch, unvorſicht'ge Jugend!
Die laut von allen Sachen ſchreyt,

Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutſamkeit!
Nachdem er den Criſpin beſchworen,
Das zu verſchweigen, was er ſagt;
So ziſchelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft ſang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit deſto ſtärkrer Stimme ſang,
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und ſang, und ſah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eiferſucht erfüllt
Von ſchmetternden Geſängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederſchein
Sich einen Nebenbuhler ein.
Noch oft erhöhte ſie die Stimme;
Allein umſonſt war Kunſt und Müh,
Stets ſang der Wiederhall, wie ſie.
Sie ſchoß darauf mit ehrſuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und ſtarb, ſich ſelbſt zu ſehr gewogen,
Faſt ſo, Ruhmſüchtiger, wie du;
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beyden Wanderer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,

Damit

Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt ſich ſchon ein Irrlicht ſehn.
Nur daß wir uns nicht ſelber blenden,
Und uns nach dieſem Lichte wenden;
Sonſt iſt es um den Weg geſchehn.

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht ſagen wollte,
Nur einmal recht verſtehen ſollte!
Studirte nennen es die Dunſt,
Die aus den Sümpfen aufgeſtiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft iſt Lügen ihre Kunſt.

Sprich, Velten, ob du thöricht biſt;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht iſt?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders ſagen.
Iſts wahr, daß du kein Irrlicht kennſt,
Und biſt ſchon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das iſt ein Geſpenſt.

Den Drachen haſt du doch geſehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geſchehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid und Kälber ausgeſpieen?
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Jerlicht gern im Kleinen;
Denn da ſie nur bey Nacht erſcheinen,
So ſind ſie wohl kein guter Geiſt.

Nein, Kunz, nein, ſag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwiſch iſt kein wüthend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Geſpenſter beſſer kennen.
Ein Rübezahl, ein ſolches Thier,
Als zu Gehofen ehedeſſen

Die Küch im Edelhof beſeſſen,
Dieß ſind Geſpenſter, glaube mir!
Ein Irrwiſch muß was anders ſeyn.
K. Wie, Velten, nennſt du dieſen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwiſch. K. Iſts erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwiſch nicht;
So ſpricht man ja mein Lebetage.
V. So ſpräche man? Nein, Kunz, ich ſage,
Daß alle Welt ein Irrwiſch ſpricht.
K. Schweig; Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderſchaft,
Und, Bruder, ohne viel zu ſchwören,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.
So ſtritten ſie noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis ſie zuletzt vom Wege kamen;
Und ſchimpfend ſchloſſen ſie den Streit.

So ſtreiten unſtudirte Velten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

Das Glück und die Liebe.

Einſt wollten Lieb und Glück ſich ſichtbar überführen,
Wer ſtärker ſey, des Menſchen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,

Ein Mann, der oft das Glück um ſeine Gunſt gequält,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Menſch geſchätzt.
Was ſeine Sinne rührt, was je ſein Herz ergötzt,
Wodurch der Stolz ſich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er ſah ſich reich, und Marmor ſchloß ihn ein.
Sein Zimmer ſchien der Freuden Thron zu ſeyn,
Und täglich wuchs die Pracht der ſchön geſchmückten Wäude
Noch durch der Künſtler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speiſeſaal
Der Schüſſeln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgeſänge;
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn,
So zog das Glück durch ſeine Künſte
Schon in den reichſten Lotterien
Für ſeinen Freund die Hauptgewinnſte.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was ſein Kux, bald was ſein Schiff gebracht;
Und ſo viel Gunſt aus ſeines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verſchwenden.
Er ſchlief, berauſcht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden ſich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Feſt des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, ſprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Iſt Semnon nicht unendlich ſehr gerührt?

Vielleicht, verſetzt darauf die Liebe,
Rühr ich ſein Herz durch ſtärkre Triebe;
Er ſoll Serinen ſehn. Ihr unſchuldvoller Blick
Beſiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!

Er

Er ſah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Geſicht,
Das Herz, das aus Serinen ſpricht.
Schon ſcheint der Glanz von ſeinen Schätzen,
Schon ſein Pallaſt, ſchon Freund und Wein,
Schon die Muſik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erſt mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht ſeyn!
„O Liebe! lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und ſprich: wodurch beſieg ich einſt Serinen?“
Sey, ſpricht ſie, kein Verſchwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon iſt er kein Verſchwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Luſt in ſtillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und beſcheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu ſehr.
Schon ſuchte Semnon ſtillre Freuden;
Schon ward er liebreich und beſcheiden;
Serine floh ihn ſchon nicht mehr,
Serine gab ihm ſchon Gehör,
Und ward die Seele ſeiner Freuden.
Die Liebe, ſprach das Glück, ſcheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald ſoll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geſchenkt, ſo viel ſey ihm entriſſen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Qual verſüßen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verſchwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der Liſt und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was ſonſt ſein Herz erfreute,
Nichts, als ſein treues Weib, im widrigſten Geſchick
Sein Beyſtand und auch ſtets ſein Glück.
Durch Fleiß entriſſen ſie ſich der Gefahr zu darben;
Und froh genoſſen ſie, was ſie durch Fleiß erwarben.
Umſonſt verſprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,

Wenn

Wenn er der Lieb entſagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crôſus werden ſollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiſer ſeyn,
Als daß ich dich mir wieder wünſchen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel beſſer, ohne Glück als ohne Liebe ſeyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz iſt dein;
„Viel beſſer, ohne Glück als ohne Liebe ſeyn.“

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komiſches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab ſein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu beſehn.
In Wahrheit, ſprach er, ich bin ſchön!
So viel ich mir geſchmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht beſſer ſtehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müſſen uns zugleich im Spiegel ſehn.
Er kam. Der Aff erſchrack, verzerrte das Geſicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närriſch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügſt! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magiſter zu erzählen;
Und dieſem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt), ſie zu beſeelen.
Nun, ſprach er, ſetzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der ſich vor ihrem Lichte ſcheut,
Verhüllt ſie drauf in Dunkelheit,
Und ſchmeichelt ſich, ſie ſey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den ſie ſo lieb, wie ſich, und wohl noch lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhniſch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu ſeyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treuſten, beſten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect ſie ſonſt auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was ſie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Geſund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht laſſen wollte.
Der Prieſter kam, der ſie beſänft'gen ſollte;
Die ganze Freundſchaft kam; doch nichts bewegte ſie.
Je mehr man tröſtete, je mehr Dorinde ſchrie.
Man mußte mit Gewalt ſie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen

War

War alles, was ſie that; und ein entſetzlich Ach!
War alles, was ſie troſtlos ſprach.
Dieß trieb ſie länger noch als vier und zwanzig Stunden.
Indeſſen hatte ſich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geſchickt in Holz zu haun.
Er ſah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und ſeinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entſchloß er ſich, in Holz ihn auszuhaun.
Es glückt des Künſtlers weiſen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan ſtund in Lebensgröße da.
Ein Meiſterſtück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und ſchrie, ſo balds den Stephan ſah:
Ach Himmel, ach! da iſt er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden!
So ſah ich ihn noch jüngſt, als er Gevatter ſtund.
Man brachte den geſchnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Troſt verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und ſie
Ein ganzes Jahr vergnügt geſchlafen hatten.
Hier ſchloß ſie ſich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und ſuchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um ſeiner ewig werth zu ſeyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?
So ſaß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann ſagt,
Kein lebendes Geſchöpf ſeit dieſer Zeit geſprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach ſo viel bangen Wochen
Das erſtemal, daß ſie aus ihrem Fenſter ſah:
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.

Schnell

Schnell kam die Magd mit ſchlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein ſchöner Herr, faſt wie der ſel'ge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann.“
Du kannſt, ſprach ſie, nur was erdichten;
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfſt ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs —
„Dieß geht nicht an, Madam;
„Er hat Sie ſchon, indem er angekommen,
„An ihrem Fenſter wahrgenommen.
„Sie müſſen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, ſie giengen!
Die junge Wittwe ſteht beſtürzt,
Umarmt mit einem ſchnellen Feuer
Das Bild, mit dem ſie ſich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es ſeyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.
Sie horcht ſchon an der Thür; allein ſie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde ſpricht.
Der Nachmittag verſtreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gaſt zu ſeyn begehren?
Dorinde kömmt, und zwar allein.
Sie wird ſich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt ſie an, ſprich, was wir machen ſollen;
Der Herr will mit Gewalt mein Gaſt den Abend ſeyn.
Du mußt geſchwind die Kanne Schmerlen ſieden.
„Ja, Ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchſucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angſt geſchwind heraus.

„Madam,

„Madam, ach laſſen Sie ſichs klagen!,
„Es iſt kein hartes Fiſchholz da.
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es iſt hart Holz, und es zerſchlagen?“
Das Bild? Nein, nein, — doch — thuts nur. Ja. —
Was brauchſt du mich denn erſt zu fragen?
„Allein das Bild iſt ſchwer, ich kanns allein nicht tragen;
„Zum Fenſter gieng es wohl heraus.“
Nun gut, ſo darfſt du ja das Holz nicht erſt zerſchlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich ſo nicht länger klagen.
Das Fenſter öffnet ſich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,
Sah einſt, mit Neid und Unverſtande,
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.
O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O! daß wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen ſteinern Haus,
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und verſchließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnſt mir dieſes Glück,
In deinem Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich, ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That ſiehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen:
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchließt ihr Schloß feſt zu.

Mach auf, ſchreyt er, denn ich erſticke.
Bald, ſpricht ſie, will ich dich befreyn,
Sieh erſt der Mißgunſt Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden ſeyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir verſprechen:
Die Meſſer und die Gabeln ſtechen;
Drum rühre keins von beyden an.
„Allein die Scheere, ſollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?“
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.
Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verſchönerten die Scheere.
Ja, ſpricht es zu ſich ſelbſt, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht ſo lieb,
So ließ ich ſie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer iſt mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu ſchönes Band.
Geſetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu ſagen.
So klein ich bin, ſo hab ich ja Verſtand,
Und alſo werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müſſen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich ſehe dich bloß an;
O ſchöne Scheere, laß dich küſſen!
Ich rühre ja kein Meſſer an,
So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorſichtig wäre,
Da freylich ſchnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja ſchon mit ihr bekannt.

So

So ſprachs, und ſchnitt ſich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich ſehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere.
Damit ich ſie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft ſind wir Menſchen dieſes Kind.
Verſehn mit billigen Geſetzen,
Die göttlich und uns heilſam ſind,
Scheut ſich das Herz, ſie alle zu verletzen,
Wir unterlaſſen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig ſchätzen,
Um die zu thun, die uns am liebſten ſind.
Die Reue kömmt. Wir ſehn, wie ſehr wir fehlen:
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tauſend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieſer Miſſethat!
Das heißt es: Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einſt die Bären,
Sie möchten gnädigſt ſich bemühn,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen ſchien;
Die Kunſt, in der ſie noch ſo unerfahren wären,
Die Jungen groß und ſtark zu ziehn.
Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag es voller Zittern,
Wächſt unſre Jugend bloß darum ſo ſiech heran,

Weil wir ſie gar zu wenig füttern.
Vielleicht iſt auch der Mangel der Geduld,
Sie ſanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unſre Milch an ihren Fiebern ſchuld.
Vielleicht ſchwächt auch das Obſt den Magen.
Vielleicht iſt ſelbſt die Luft, die unſre Kinder trifft,
(Wer kann ſie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren erſten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift,
Vielleicht iſt, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſichs ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.
Du, ſprach die Bärin, kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo beſtraft mit kranken Kindern ſeyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obſt und Magen;
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſern jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſobald ſie laufen,
Mit uns, in Hitz und Froſt, durch Fluren und durch Wald,
So werden ſie geſund und alt.

Was macht viel Kinder ſiech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, ſoll dein Kind geſund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der

Der Leichtſinn.

Der Leichtſinn, wie die Fabel ſagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menſchen einſt verjagt,
Weil alle ſeiner müde waren.
Er floh zum Zeus, und bat um Aufenthalt.
Kaum ſah Merkur die luſtige Geſtalt,
So fühlt er ſchon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuſpringen:
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerſt mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos ſey dein Aufenthalt!“
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zeus den angenehmſten Mann,
Der ſchärfer, als Sie, ſehen kann;
Sie ſollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtſinn trat ſein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und ſoll, wie die gedachte Fabel ſpricht,
Von dieſer Zeit an, ſeine Pflicht
Sehr ſelten unterlaſſen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeſchickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht ſterben;
Denn welcher Geizhals ſtirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor ſchicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und alſo ließ ers lieber ſeyn.
Doch mit dem Tod iſt gleichwohl nicht zu ſcherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,

Und

Und rief den Prieſter in ſein Haus,
Und bat ſich zu verſchiednen Malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Troſt auf dem Krankenlager aus.
Der Prieſter wollt ihn itzt verlaſſen.
Ach! bet Er, ſprach der Greis; Gott wirds zu Herzen faſſen
Und komm ich von dem Lager auf,
So geb ich ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden laſſen.
   Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wann er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menſchliche Geſchlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es beſſerte ſich mit dem Alten.
   Der Prieſter wird geruft. Ich weiß wohl, ſprach der Greis,
Was ich Ihm einſt geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weiß.
Hier ſeh Er ſelbſt, was ich und meine Frau erſparten;
Ich zeig Ihm nur die ſeltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldſtück an?
Da ſind ſie noch von größerm Werthe;
Doch, weil ſie Gott mir wunderbar beſcherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und ſollt ich hundert Jahre leben.
   Will Er nunmehr die Silbermünzen ſehn?
Ja, lieber Herr, auch die ſind ſchön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zuſammen wiegen;
Allein ſie mögen immer liegen;
Sie ſollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier ſieht Er die Zweydrittel ſtehen;
Da leſ' Er eins für ſeine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Teſtament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er ſterben wollte,
Wie ruhig ſchlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wiſſen ſollte!
Du biſt es werth; und wirſt es ſeyn.
Hier haſt du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und ſuch ihn zu erfüllen;
So iſt dein Glück gewiß gemacht.
Verſprich mir dieß, ſo will ich freudig ſterben.

Der Vater ſtarb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Teſtament ſchon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirſt von mir ſehr wenig erben,
Als etwann ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den ſetz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunſch war meine Pflicht. Bey tauſend Hinderniſſen
Befliß ich ſtets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verſtrich ein Tag, ſo fieng ich zu mir an:
Der Tag iſt hin; haſt du was Nützliches gethan?
Und biſt du weiſer, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geſchäfte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht ſtets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und ſteckte meinem Wunſch ein Ziel.
Haſt du genug, dacht ich, ſo haſt du viel;
Und haſt du nicht genug, ſo wirds die Vorſicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute ſtirbſt?
Die Würden, die dir Menſchen gaben?
Der Reichthum? Nein! das Glück, der Welt genützt zu haben;

Drum ſey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbſt.
So dacht ich, liebſter Sohn, ſo ſucht ich auch zu leben.
Und dieſes Glück kannſt du, mit Gott, dir ſelber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Iſt, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn.

Criſpin und Criſpine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern ſchlecht vertragen,
Sind leider ſchon ſehr alte Klagen,
Die man uns oft zu leſen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger ſingt ſie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkiſch widerſpricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht;
Doch daß der Mann mit ſeinem Weibe
Oft als mit einer Sklavin ſpricht,
Wie ſelten ſtraft dieß ein Gedicht?
Daß Weiber nicht zu folgen wiſſen,
Darüber ſeufzt und klagt der Mann;
Doch ſollte man daraus nicht ſchließen,
Daß Männer nicht zu herrſchen wiſſen,
Weil jede Frau ſo ſchwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate ſich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber ſorgt der Mann ſich grau;
Doch daß die Männer ſich dem Kaltſinn gern ergeben,
Nur ſich, nicht ihren Weibern leben,
Wie ſehr beſeufzt dieß manche Frau!

Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß iſt vielleicht nicht ſelten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verſtand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyſpiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit ſich beſchweren,
Klingt in der That ſehr wunderbar!
Und dennoch iſts nicht ſelten wahr.

Drum, Männer, leſt ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Laſt.
Und ſeyd ihr ſelbſt unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und beſſert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

Crispine ſtarb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, ſchon nach,
Und zwar von lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber ſagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn iſt nicht der Männer Leidenſchaft.

Genug er ſtarb, und ward, weil ers ſo haben wollte,
Daß ſein Gebein bey der verweſen ſollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu ſeiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,

Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geſchehn.
Die Frau ließ ſich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide ſehn.
Der Küſter und des Küſters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ ſich Crispine ſehn,
Und wies ganz ängſtlich nach dem Grabe.

Der Küſter wagts den neunten Tag,
Und ruft die ſämmtlichen Crispinen,
Macht dreymal erſt das Kreuz, und ſagt, wer ihm erſchienen,
Und forſcht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Sel'gen ſtören mag.
„Hat ſie vielleicht im Tode was befohlen?“
Nichts, fieng die Freundſchaft an, nichts als den Leichenſtein.
Das, ruft der Küſter, wird es ſeyn.

Man läßt geſchwind den ſchönſten Grabſtein holen.
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und dieſe Schrift vom Küſter ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der ſie getrennt, vereinte beyd' aufs neue.“

Nun wird die Frau doch ruhig ſeyn?
Nichts weniger. War ſie zuvor erſchienen,
Erſchien ſie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küſter nach,
Und öffnete den Mund, als ob ſie ſprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dieß war es alles, was ſie ſprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten ſollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verſehrt,
Und wie man ſie gelegt, ſo lagen ſie noch heute;
Zur rechten er, und ſie zur linken Seite.

Nein,

Nein, ſchrie der Küſter, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, ſeyd nicht werth . . .

Der Sarg ward umgekehrt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe ſtörte.
Mich deucht, dieß iſt der Schönen Fehler nicht.
Und iſt ers ja, wie mancher Spötter ſpricht:
So iſt ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küſter zu erſcheinen.
Sie weinte ſo, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küſter doch verſtand.
Er ließ noch dieſe Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon beſonders eingeſcharrt.
Und noch in Beyder Gegenwart
Verſchwand die Frau mit heitern Mienen,
Und iſt ſeitdem nicht mehr erſchienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu ſchwingen?
Fragt einſt ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, ſo viel ich weiß.
Seyd tapfer! Mancher iſt geſtiegen,
Weil er entſchloſſen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durſtig nach der Ehre war.
Seyd weiſe, Sohn. Den Niedrigſten auf Erden
Iſts oft durch Witz und durch Verſtand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;

Zu

Zu beyden macht man ſich durch Zeit und Fleiß geſchickt.
Dieß ſind die Mittel großer Seelen.
„Doch ſie ſind ſchwer. Ich wills Ihm nicht verheelen,
„Ich habe leichtere gehofft.“
Gut, ſprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So ſeyd ein Narr; auch Narren ſteigen oft.

Beur-

Beurtheilungen
einiger Fabeln
aus den Beluſtigungen.

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Beluſtigungen.

Damit diejenigen Leſer, die meine Fabeln in den Beluſtigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meinung bin: ſo will ich drey derſelben, die noch gar nicht die ſchlechteſten ſind, wählen, und ſie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poeſie einen Dienſt zu thun, und ſie an meinem Exempel zu lehren, wie ſie ihre eignen, oder ihrer Freunde Verſuche beurtheilen, und ſich nicht ſofort mit dem Gedanken ſchmeicheln ſollen, daß ſie für die Welt ſchreiben können, weil ſie ſchreiben können.

Die erſte Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darin begangen ſind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige und Gereimte zu zeigen, ſoll die Lerche ſeyn, weil ich dieſes Stück zu der Zeit, da ich es verfertiget, mit einer beſondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einſt lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,
So, daß ſie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt; und ſang ſie vormals ſehr,
So ſang ſie itzt noch dreymal mehr.

3.

Auch Vögeln iſt die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie ſitzt ſo, daß ſie gegenüber
In Damons großen Spiegel ſieht.
Sie ſieht ſich ſelbſt, und meint dabey,
Daß dieſes Bild die Schweſter ſey.

4.

Sie ſtutzt, und regt die kleinen Schwingen,
Bald will ſie fort, bald bleibt ſie hier;
Dann fängt ſie ſchmetternd an zu ſingen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt ſich zwo Minuten ſtören:
Die Ehrſucht martert ihren Geiſt.
Sie meint die Schweſter ſelbſt zu hören,
Die ihr der falſche Spiegel weiſt.
Drauf läßt ſie ſich mit ſich allein
Betrogen in den Wettſtreit ein.

6.

Sie ſingt aus ehrſuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, ſie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle ſtarke Stimme
Auf hundert und auf tauſend Art.
Umſonſt iſt ihre ganze Müh;
Stets ſingt das Echo ſo, wie ſie.

7.

Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden,
Sie ſingt, und will zu ihrer Pein
Eh ſterben, als nicht überwinden,
Eh ſiegen, als am Leben ſeyn.
Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

Drauf

8.

Drauf ſchießt ſie bey dem letzten Zuge,
Die ſo bethörte Sängerin,
Mit aufgebrachtem ſchnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundin hin,
Und ſtößt ſich in der Raſerey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt ſie Damon aus der Stube.
O! ſpricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdeſt du wohl manchem Held
Und manchem Weiſen beygeſellt.

Zuerſt will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche ſingt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einſt macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit ſie herausfliegen kann; und nun ſingt ſie noch ſtärker, ſetzt ſich gegen den Spiegel über, und ſieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie ſingt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt alſo ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt ſich mit ihm in einen Wettſtreit ein, bis ſie endlich, da ſie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und ſich den Kopf zerſtößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, ſagt Damon, in eine Grube kämen, ſo müßteſt du bey manchem Helden und Weiſen liegen.

Die Handlung an und für ſich betrachtet, ſcheint das Anziehende zu haben, in ſo weit ſie ſelten, unerwartet, und doch wahrſcheinlich, und endlich ein ſinnliches Bild des menſchlichen Ehrgeizes iſt; betrachtet mit der Moral, ſcheint ſie gewiſſe Züge oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einſehen kann. Die Lerche ſieht ſich ſelbſt

im

im Spiegel, und hält ſich für eine fremde Lerche. Recht gut! Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut! Die Lerche kann beydes in der Fabel thun, weil ſie es außer der Fabel zu thun ſcheint. Ich ſetze nunmehr einen ehrgeizigen Menſchen an die Stelle der Lerche. Er ſey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; dieſe zu übertreffen, ſtrengt er ſeinen Ehrgeiz ſo lange an, bis er darunter erliegt. Iſt alles richtig in dieſer Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er ſie nicht wirklich? Er hat ſie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der ſeinen Werth bewundert: ſo findet der Ehrſüchtige immer einen noch Ehrſüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen ſucht. Alſo harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder ſie ſcheint ein Körper zu ſeyn, der ſeiner Seele, der Moral, nicht genug angemeſſen iſt. Was iſt das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Anſehung des Ehrgeizigen? Das weiß ich itzt eben ſo wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt. Iſt alles, was vorgeht, ſo beſchaffen, daß der Erfolg ohne daſſelbe nicht wohl hätte geſchehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es iſt offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beſchweret ſind, welche ſie nicht heben, ſondern nur beläſtigen.

Warum muß die Lerche erſt im Bauer ſeyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen laſſen? Das erſte deswegen, damit ſie Damon heraus laſſen kann; und das andre deswegen, damit ſie in dem Zimmer frey ſitzen, und ſich im Spiegel ſehen kann. War das nöthig in Anſehung des Erfolgs? Nein, ſie durfte nur gleich frey im Zimmer ſeyn, und dem Spiegel gegenüber ſitzen. Dieſes iſt alſo der Punkt, wo die Handlung hätte anfangen ſollen, damit ſie die

Kürze,

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erſte Strophe. Bey manches Morgens; ſehr hart und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein überflüſſiges Beywort. „Die Lerche ſang bey manches Morgens hellem „Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth ein Morgenlied.“ Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es iſt gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum beſten geſagt. Eben dieß gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der ſeine Exiſtenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied ſcheint mir hier auch nicht ſchön zu ſeyn, ob es gleich gewiß iſt, daß die Lerchen des Morgens am ſtärkſten ſingen; man denkt dabey an das Abendlied. „Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang das ganze Haus erfüllt „durchdrang.“ Klang; unnatürlich. Es ſollte Geſang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, ſo wie es hier ſteht? Niemals. Alſo iſt es undeutlich, oder wider die Grammatik; und ſollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beydes nicht wäre: ſo iſt es doch überflüſſig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen ſchon enthalten iſt.

Zweyte Strophe. „Einſt lehnt ihr Damon zum Vergnügen das Thürchen nicht beym Füttern an.“ Anlehnen iſt nicht der rechte Ausdruck, oder es ſollte heißen: er lehnte es nicht wieder an; beſſer: er ließ die Thüre offen. Aber ſo hätte der folgende Reim, kann, nicht beſtehen können. „So, daß ſie aus dem Bauer fliegen und in der Stube flattern kann.“ Das ſo, daß, iſt ſehr demonſtriret, iſt zu gezwungen, oder doch proſaiſch. Wenn ſie aus dem Bauer fliegt, ſo weiß ich ſchon, daß ſie in der Stube flattern kann; und wenn ſie das Letzte thut, muß das Erſte geſchehen ſeyn. Ein Umſtand iſt überflüſſig. In der Stube flattern, ſagt man auch nicht, ſondern lieber herumflattern. Flattern ſoll

hier ein lachender Ausdruck ſeyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und ſang ſie vormals ſehr: ſo ſingt ſie itzt noch „dreymal mehr.“ Mehr, harmonirt mit dem ſehr nicht, ſondern mit dem Reime. Es ſollte heißen: noch dreymal ſtärker. Die ganze Strophe iſt proſaiſch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln iſt die Freyheit lieber, als Kerker, welche Gold umzieht.“ Dieſe Sentenz ſteht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es ſollte Sklaverey heißen. Sie ſitzt ſo, daß; proſaiſch. Damons großer Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre beſſer, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie ſieht ſich ſelbſt, „und meint dabey, daß dieſes Bild die Schweſter ſey.“ Meint dabey; gezwungen und gereimt. Dieſes Bild; was für ein Bild? Es iſt ja noch keines da geweſen, auf welches dieſes gehen könnte. Alſo ihr eignes Bild, oder das ſie itzt ſieht. Die Schweſter. Warum Schweſter? war es eine Sie? und war die ſingende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt iſt der Familienname Schweſter hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie ſtutzt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen.“ Klein, iſt hier ein ſehr überflüſſiges Beywort. Bald will ſie fort; Wohin? Bald bleibt ſie hier. Es ſollte wohl heißen: Bald will ſie auffliegen, bald hält ſie ſich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald iſt geflickt. Die Thür, ſtatt der Thüre, da die folgende Zeile ſich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da dringt der Schall im Augenblick aus „dem gewölbten Saal zurück.“ Da, iſt hier proſaiſch. Im Augenblick, ſcheint gereimt zu ſeyn. Aus dem gewölbten Saal; iſt dieſer Saal ein Vorſaal? vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt ſich zwo Minuten „ſtören.“ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Iſt zu arithmetiſch beſtimmt. „Die Ehrſucht martert ihren „Geiſt.“ Der Geiſt der Lerche, vielleicht auch das Martern

tern iſt ſehr poetiſch und gezwungen. „Sie meint die „Schweſter ſelbſt zu hören.“ Die Schweſter; weg damit! Selbſt iſt überflüſſig und nur des Versmaßes wegen da. „Die ihr der falſche Spiegel weiſt.“ Der falſche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetiſch richtig ſeyn; allein ein falſcher Spiegel heißt auch ſo viel als ein Spiegel, der den Gegenſtand nicht getreu darſtellt. „Drauf „läßt ſie ſich mit ſich allein betrogen in den Wettſtreit ein.“ Darauf iſt kurz vorher da geweſen. Betrogen; dieſes Participium ſteht hier an keinem guten Orte, und verurſacht eine Dunkelheit. In den Wettſtreit; nicht den, ſondern einen; iſt wider die Sprache.

Sechſte Strophe. „Sie ſingt aus ehrſuchtsvollem „Grimme.“ Grimm ſcheint zu viel für das Singen einer Lerche zu ſeyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieſes würde man eher ſagen. „Sie zieht, ſie trillert, mengt „und paart der hellen Kehle ſtarke Stimme auf hundert und „auf tauſend Art.“ Dieſe drey Verſe betrügen auf den erſten Anblick, und ſcheinen harmoniſch zu ſeyn. Sie zieht und trillert; gehen dieſe Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht ſeyn. Aber ſie ſtehen doch ſo, und alſo ſind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle, und paart ſie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tauſend Art gar nicht gefallen. Man ſagt auf hunderttauſend oder tauſenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieſes richtig iſt, ſo iſt es doch ganz proſaiſch. Der Poet muß ſich von der Proſa zu entfernen wiſſen, auch da, wenn er den niedrigſten Styl redet.

Le Stile le moins noble a pourtant ſa nobleſſe.

Siebente Strophe. Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden; iſt gezwungen geſagt. Es ſoll heißen: Dennoch fährt ſie herzhaft fort. Sie ſingt und will zu ihrer Pein eh ſterben, als nicht überwinden, eh ſiegen, als am Leben ſeyn. Sehr heroiſch von der Lerche.

Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will alſo zu ihrer Pein ſterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, ſingen, ſollte nicht die Redensart entgegen geſetzt ſtehen, am Leben ſeyn, ſondern leben. Es iſt natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer ſieht nicht, daß die Reime Pein und ſeyn wider das Natürliche dieſer Stelle ſich empört haben? Aber der Reim iſt der Sklave, und der Poet der Herr.

La Rime eſt une eſclave, et ne doit qu' obeïr.

„Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach.“ Schmach iſt nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder ſo etwas. „Das Echo wacht;“ wacht iſt unnatürlich. „Und thut es nach;“ thut, iſt platt; warum nicht, ſpricht, ſingt und dergleichen?

Achte Strophe. „Drauf ſchießt ſie bey dem letzten „Zuge, die ſo bethörte Sängerin, mit aufgebrachtem ſchnel„len Fluge, nach der verhaßten Freundin hin.“ Drauf, ſchon wieder! Bey dem letzten Zuge; was iſt das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder ſteht Zug ſtatt Ton? und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem ſie den letzten Ton ſingt, ſchießt ſie nach dem Spiegel? Wer wird ſo erzählen? Die bethörte Sängerin; bethört iſt kein gewähltes Wort. Mit ſchnellem Fluge kann man ſagen, aber wohl nicht ohne Gewaltſamkeit: mit aufgebrachtem ſchnellen Fluge. Die verhaßte Freundin, iſt langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher war ſie eine Freundin von ihr? Sie ſah ſie ja itzt zum erſtenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundin, iſt alſo hier ein Spielwerk. „Und ſtößt „ſich in der Raſerey am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.“ In der Raſerey; wer wird dieß von der Lerche ſagen? Sie iſt ja kein Tieger. In der Hitze ſtößt ſie ſich alſo am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erſtlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdann Hirn für Gehirn iſt unerträglich. Und warum muß ſich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey ſtoßen? Ich dächte, das erſte wäre genug geweſen. Das Gehirn iſt unnöthig, und erweckt

einen ekelhaften Begriff. Endlich ſagt man nicht, ſich das Gehirn entzwey ſtoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt ſie Damon aus der „Stube.“ Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnet? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug ſie Damon aus der Stube? Warum warf er ſie nicht zum Fenſter hinaus? Müßiger Umſtand! O! ſpricht er, da er nachgedacht. Er muß alſo erſt nachdenken, ehe er ſeinen Sittenſpruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O! kämen die in eine Grube. Das doppelte O! ſcheint mir zu wichtig für dieſen Fall zu ſeyn. Aber wem ſagt er dieſe Betrachtung? Sich ſelber, oder ſind Leute um ihn? Sollte Damon ſo figürlich mit ſich ſelbſt reden? Das iſt nicht wahrſcheinlich. Genug er ſagt: „O kämen die in eine Grube, die Ehr nnd „Schatten umgebracht, ſo würdeſt du wohl manchem Held „und manchem Weiſen beygeſellt.“ Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen Schatten in Anſehung der Lerche, und den figürlichen in Anſehung des Helden und Weiſen; iſt alſo zweydeutig. Manchem Held iſt wider die Grammatik; manchem Helden. Beygeſellt, lieber zugeſellt; wiewohl auch dieſes Wort noch nicht das bequemſte iſt. Die ganze Betrachtung iſt zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man ſie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür ſollte ſie natürlicher und nicht ſo ſpitzfindig geſagt ſeyn.

Dieſes ſind alſo die Fehler in Abſicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo ſind denn nun die Eigenſchaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr ſagen können, wenn ich ſtrenger hätte critiſiren wollen. Indeſſen wird dieſes hinlänglich ſeyn, den Geſchmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu ſchärfen, und diejenigen Leſer, welche meine Fabeln in den Beluſtigungen immer noch für gut und mich für eigenſinnig gehalten haben, weil ich ſie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß ſie zu flüchtig, und darum zu günſtig

von

von dieſen Arbeiten geurtheilet. — Dieſes gilt auch von den folgenden beyden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis ſeyn, daß ich ſie, aus Hochachtung für das Publikum und den Geſchmak, nicht habe ſammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich ſie ſchrieb, leicht zu vergeben; und es iſt ein weit größerer Fehler, daß ich ſie damals habe drucken laſſen, als daß ich ſie nicht beſſer gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der güldnen Zeit,
Ein Thyrſis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelaſſenheit.
Sein treuer Hund war ſein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war ſeine Luſt.
Und außer einem Rohr von Schilfe
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.
Er kannte weder Liſt noch Feind,
Und ſchlief vergnügt auf ſeiner Matte;
Er wünſchte nichts, als was er hatte,
Und war ſich ſelber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte ſie nichts mehr gewinnen,
Als daß ſie ihm einmal gefiel.
Doch ſeiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Luſt gewahr.
Er ſteht, und will nicht ſtehen bleiben;
Er ſieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die ſchmachtend voller Wolluſt branuten,

Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten ſie nicht Muth genug;
Halb ſtolze, halb verſchämte Mienen,
In denen Ernſt, Gefahr und Luſt
Einander zu begegnen ſchienen,
Durchdrangen unſers Schäfers Bruſt.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn dieſe Waſſerdirne,
An der er tauſend Anmuth fand.
Nie wird ſie reizend gnug beſchrieben;
Der beſte Riß bleibt ein Verſuch.
Kurz: Sie zu ſehn und nicht zu lieben,
War, wie man ſagt, ein Widerſpruch.

Der gute Schäfer ſteht zerſtreut,
Vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden,
Und klagt mit ängſtlichen Geberden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich ſoll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du ſollſt mein Herz beſitzen;
Erbitte mich nur vom Neptun.

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen
Soll dich, Neptun, ſogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, ſpricht Neptun, mein Kind zu geben!
O ſpare Seufzer, Wunſch und Harm!
Ich gebe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrſis ſeufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erſcheint.
Gut, ſpricht Neptun, du gleichſt den Knaben:

Dich

Dich blendet eine Scheingeſtalt.
Gut, gut, du ſollſt dein Unglück haben;
Denn du verlangſt es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrſis Ruh;
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die naſſe Schöne
Entzückt nach ſeiner Hütte zu.
Er weiß ſein Glück kaum gnug zu ſchätzen
Sein mattes Herz wird wieder friſch.
Der Tag erſcheint. O welch Entſetzen!
Sirene war halb Menſch, halb Fiſch.

O Fabel! meinſt du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als ſie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fiſch uns ſchreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unſrer Wahl entdeckt.

Auch dieſe Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes, und einen gewiſſen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadiſcher Schäfer ſieht eine Sirene auf der See, verliebt ſich in ſie, hält bey dem Neptun um ſie an, und bekömmt ſie. Dieß ſind die Hauptheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget. Die Theile ſollen nun ausgebildet und verſchönert werden, damit ſie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, jedes nach ſeinem Bedürfniſſe, nach der Wahrſcheinlichkeit; aber auch nach der Hauptſache. Der Schäfer, die erſte Perſon der Handlung, was will man von ihm wiſſen? Wie ruhig und zufrieden er mit ſeinem Stande war? Nein, man will ein Zuſchauer von der Begebenheit ſeyn, wie er die Sirene erblickte, und ſich in ſie verliebte. Wäre alſo die Beſchreibung von ſeiner ſchäferiſchen Zufriedenheit auch noch ſo ſchön: ſo würde ſie doch eben deswegen wieder nicht gut ſeyn, weil ſie hier nicht nö-

thig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerkſamkeit zu lange auf ſich zog.

Que jamais du ſujet, le diſcours s' écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant *).

Die zweyte Hauptperſon iſt die Sirene. Was will man von dieſer wiſſen? Wie ſchön ſie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beſchreibung unſre Erwartung übertreffen, daß ſie nicht alltäglich ſeyn, daß ſie nicht durch ihre Länge einſchläfern muß. Die eingeſchaltete Beſchreibung der Sirene iſt nicht neu; ſie iſt lang und ſtarr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers iſt das Merkwürdigſte, was man wiſſen will, und worauf man, wenn man von ſo einer Handlung ein Zuſchauer wäre, am meiſten Acht haben würde. Dieſes Verhalten würde ſich durch ihre Mienen und Geberden, durch ihre kleinen Liſten, daß ſie thäte, als merkte ſie den Schäfer nicht, daß ſie ſich auf der See mit einer gewiſſen angenommenen Sorgloſigkeit etwas zu thun machte, daß ſie bald ihre Locken zurückſchlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß ſie mit ihm ſo redte, daß er hoffen und fürchten müſſe, um ihn deſſo gewiſſer zu feſſeln. Dieſes Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender ſeyn, als die todte Beſchreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie ſelbſt entſproſſen ſeyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf dieſe Weiſe hätten die beyden Hauptgegenſtände der Erdichtung ſchön gezeigt werden können; und ſo hätte zugleich die Erzählung anſtatt der ernſthaften Miene, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die ſie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, iſt in der Fabel mit kleinen Umſtänden beſchweret, die nicht einnehmen. Man will wiſſen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wiſſen. Wie es uns in der Natur als Zuſchauern würde beſchwerlich geweſen ſeyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Geſpräch mit

*) BOILEAU A. P. Ch. I. v. 180.

mit einander gehalten, und unſrer Neugier Gewalt angethan hätten: ſo wird es auch in der Nachahmung beſchwerlich. Und das heißt eben Geſchmack, ſtets das Gehörige, das Beſte zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu ſagen, was das Vorzüglichſte war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig iſt das, wenn die Hauptſchönheit fehlt?

C'eſt peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'eſprit ſemés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque choſe y ſoit miſe en ſon lieu;
Que le début, la fin, repondent au milieu;
Que d'un art délicat les pièces aſſorties
N'y forment qu'un ſeul tout de diverſes parties *).

Dieſes gilt von jedem Werke des Geſchmacks, und von der kleinen Fabel ſowohl, als von der größern; ja von der kleinen um deſto mehr, je geſchwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen ſieht, wer ſeine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er ſchon lange von Andern iſt getadelt worden **).

Die Erzählung leidet mehr als Eine Moral, nach dem ſie gewendet wird. Man kann ſagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttin war, iſt nach derſelben oft ein ſchönes Ungeheuer. Man kann ſagen: Wir treffen die Wahl bey unſrer Liebe ſehr übereilt; wir ſehen auf den äußerlichen Reiz, und unterſuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böſes Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern

*) Ebendaſ. V. 175.

**) Der Engländer Denis (S. *Select Fables* by Mr. Charles Denis, London 1754 auf der 203 S.) hat eben dieſen Fehler begangen. Er ſagt von dem Schäfer:

And now poſſeſt of all her charms,
He thinks himſelf the happieſt man in life;
But oh! at morn he found within his arms
A monſter for a wiſe.

dern Seite nehmen und ſagen: Wenn uns die Götter ſtets unſre Wünſche gewährten, ſo gewährten ſie uns nicht ſelten unſer Unglück. Oder: unſre liebſten Wünſche ſind oft die größ‑ten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beſte ſeyn, die am natürlichſten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es iſt wahr, der Liebhaber führt oft in ſeiner Braut, übereilt durch ſeine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes ſchönes Unthier nach Hauſe. Aber ſo wahr es ſeyn mag, ſo würde ich doch dieſe Bedeutung der Fabel nicht wäh‑len; entweder weil es zu wahr iſt, oder weil es eben ſo wahr iſt, daß ſich die Liebhaberinnen oft nicht weniger betrügen. Es ſcheint mir alſo eine Art der Ungerechtigkeit in dieſer Kla‑ge enthalten zu ſeyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, ſcheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzuſtimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geſchmacke die letzte Moral die vorzüglichſte ſeyn, nämlich daß unſre feurigſten Wünſche im Grunde oft Thorheiten ſind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Aus‑druck und Ton der Erzählung. Sie iſt wieder in dem Vers‑maße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachläſſiget.

Erſte Strophe. „Ein Schäfer aus der güldnen Zeit, „ein Thyrſis im Arkaderlande:“ die zweyte Zeile iſt müßig, und das ein Thyrſis, das dialogiſch ſchön ſeyn ſoll, eben nicht ſchön. Würde man gern in Proſa erzählen: Ein Schä‑fer, ein Thyrſis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es außer Arkadien auch Thyrſis? Oder dichten wir unſre Schäfer, wenn wir welche ſchaffen, nicht in dieſes Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man ſagen: es kann ja wohl in Arka‑dien viele Thyrſis geben; nun ſo heißt ein Thyrſis, der Be‑deutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß ſteht

in

in der erſten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut geſagt, ſo wie man nicht ſagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert ſich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürſt im Bayerlande. „In ruhiger Gelaſſenheit.“ Dieſer Vers iſt ſehr nachgeſchleppt; er ſollte in den Gedanken hineingeſchoben ſeyn, und alſo vor dem Meeresſtrande ſtehen. Gelaſſenheit iſt zu wenig; Zufriedenheit ſollte das Wort ſeyn. Durch das Wort ruhig wächſt die Idee der Gelaſſenheit, aber ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt iſt Gelaſſenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war ſein Gehülfe u. ſ. w.“ Dieſe vier Zeilen und die nächſtfolgenden viere aus der andern Strophe ſind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das ſeyn und haben oder nicht, was in dieſer Beſchreibung ſteht: ſo konnte er ſich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich ſetzt man voraus, daß ein arkadiſcher Schäfer ein zufriednes Geſchöpf iſt; man muß es daher nicht weitläuftig erweiſen, ſondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Abſicht der Materie beſonders befiehlt. Es mag alſo die Beſchreibung, einzeln betrachtet, noch ſo gut ſeyn: ſo iſt ſie es hier doch deswegen nicht, weil ſie nicht das Bedürfniß des Stücks, ſondern des Poeten iſt, der ſeine Geſchicklichkeit im Beſchreiben ohne Ruf hat wollen ſehen laſſen; das heißt Quintilian laſciuiam ingenii, wenn er den Ovid von dieſer Seite her tadelt. Was überflüſſig iſt, iſt allemal verwerflich, wenn es auch noch ſo ſchön wäre; und dieſe Beſchreibung iſt unſtreitig überflüſſig, und zu lang,

— Recideret omne, quod vltra
Perfectum traheretur —

ſagt Horaz *) vom Lucil, wenn er wieder aufſtehen und ſeine Gedichte verbeſſern ſollte. Endlich verräth das Rohr vom Schilfe den Reim zu ſehr. „Er kannte weder Liſt noch „Feind.“ Das verſteht ſich. In Arkadien betrügt und verfolgt

*) L. I. Sat. 10. und BOILEAU A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu'on dit de trop eſt fade et rebutant:
L'eſprit raſſallié le rejette à l'inſtant.

verfolgt man ſich nicht. „Er ſchlief vergnügt auf ſeiner Mat„te;“ iſt wenig geſagt. „Er wünſchte nichts, als was er „hatte.“ Dieſe Beſchreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers geweſen ſeyn, wenn ſie richtiger geſagt wäre. „Und war ſich ſelber Glück und Freund.“ Was ſoll Freund hier heißen? Er liebte ſich ſelbſt am meiſten? Nein, und alſo dieſes: er brauchte und ſuchte keine Freunde. Das iſt wider die Natur, und alſo auch wider die Natur der Schäfer. Thyrſis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer geweſen, wenn dieſer Umſtand wahr ſeyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch ſeiner Ruhe droht Gefahr! „Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne.“ Das Beywort beſte iſt matt. „Er wird die nackende Sirene mit niegefühlter Luſt „gewahr.“ Mit niegefühlter Luſt; worauf bezieht ſich dieſe Luſt? Ueberhaupt auf alle ſeine Luſt, die er je empfunden? Oder ſoll er ſonſt ſchon die Sirene geſehen, und nie ſo viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es iſt alſo zweydeutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freyen Sinn, anſtatt ſeine Freyheit, iſt gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beſchreibung der Sirene. „Zwo blauer Augen „Blick und Zug, die ſchmachtend voller Wolluſt brannten, ſich „nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten ſie nicht Muth genug.“ Zwo blauer Augen; nicht zwo, ſondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey ſchöne blaue Augen? Kann ſie derſelben wohl mehr oder weniger haben? Ein Paar blaue Augen, ja, das ſpricht man. Der Blick und Zug dieſer blauen Augen durchdrangen die Bruſt des Schäfers. Was iſt der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, ſo iſt es erbärmlich geſagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Bruſt durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben; ſonſt würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke ſeyn.

Ce que l'on conçoit bien, s' énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aiſément *).

Dieſe

*) Ebendaſ. V. 153.

Dieſe Augen brannten voller Wolluſt; gut. Sie brannten ſchmachtend voller Wolluſt. Geht ſchmachtend auf voller Wolluſt, oder bezieht es ſich aufs Brennen? — „Sich „nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten ſie nicht Muth genug.“ Erſt ſind die Augen Flammen, nun werden ſie ſo gleich Streiter. „Halbſtolze, halbverſchämte Mienen, in de„nen Ernſt, Gefahr und Luſt einander zu begegnen ſchienen.“ Welches Gemälde der Mienen! Halb ſtolz, halb verſchämt, dieß läßt ſich denken, und alſo auch malen. In dieſen Mienen iſt über den Stolz und die Verſchämtheit erſtlich Ernſt. Was heißt Ernſt hier? Eine ernſthafte Miene? Dieſe iſt ſchon im Stolze. Oder heißt Ernſt, weil Gefahr darauf folgt, gar ſo viel als Muth? Oder iſt es dem Scherze entgegen geſetzt, und heißt alſo: es war den Mienen ein Ernſt, den Schäfer zu rühren? Das weiß ich nicht, und mag es auch nicht wiſſen. In dieſen Mienen begegnen alſo erſt der Ernſt, und dann die Gefahr, und auch die Luſt einander. Was iſt Luſt? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wolluſt? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun dieſe perſonificirten Begriffe einander? Bruſt, anſtatt Herz, iſt ſehr hoch bey dieſer Gelegenheit, und durchdringen iſt eben nicht ſchön. Ihre Blicke, ihre Mienen durchdringen meine Bruſt. Hört man keinen Zwang bey dieſem Ausdrucke? Dieſe Waſſerdirne, ein garſtiges Wort, des Reims wegen herbeygezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne bis zur Hand, von „weißen Hüften bis zur Stirne.“ Nicht viel Idee, und ſehr viel Worte. So verliert ſich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beſchreibung vom Kinne an zu viſiren bis auf die Hand? Man ſagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieſes die äußerſten Theile ſind, die einander entgegen ſtehen; aber das Kinn und die Hand ſind es nicht. Das Kinn, in ſo weit es bloß rund iſt, iſt eben noch nicht ſchön; ich kann eben ſo wohl der runde Arm ſagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: ſo ſollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben.

„Von

„Von weißen Hüften bis zur Stirne.“ Erſtlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgeſetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner iſt das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich ſollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne ſtehen auch in keinem Verhältniſſe, und das Wort Hüften iſt wider den willkührlichen Wohlſtand. „An der er tauſend Anmuth fand.“ Nachdem ſchon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Urſache hintennach geſchlichen, daß er tauſend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdies iſt das finden, und das tauſend ſehr proſaiſch. „Nie wird ſie reizend gnug beſchrieben.“ Das ſieht man aus der Beſchreibung ſelber. „Der beſte Riß bleibt ein Verſuch.“ Riß für Abriß, Abbildung, nicht gut. Verſuch; es ſollte hier unſtreitig heißen, unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk u. dergl. Beyde Verſe ſtehen der folgenden wegen da: „Kurz, ſie zu ſehn und nicht zu lieben, „war, wie man „ſagt, ein Widerſpruch.“ Kann ich ſagen: Ich ſah das Frauenzimmer, ſie war außerordentlich ſchön, und es war ein Widerſpruch, ſie zu ſehen und nicht zu lieben? Oder würde man nicht ſprechen: und es war mir unmöglich, ſie zu ſehen und nicht zu lieben? Im Präſenti kann der Ausdruck richtig ſeyn: ſie zu ſehen und nicht zu lieben, widerſpricht ſich: und doch würde ich nicht ſagen, iſt ein Widerſpruch, lieber, etwas widerſprechendes.

Sechſte Strophe. „Der gute Schäfer ſteht zerſtreut, „vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden.“ Erſt die Heerden, und dann ſich. Wenn ich mich vergeſſe, ſo iſt es nichts neues, daß ich das vergeſſe, was um mich herum iſt. „Und klagt „mit ängſtlichen Geberden der Schönen ſeine Zärtlichkeit.“ Aengſtlich iſt zu hoch getrieben; und ängſtliche Geberden rühren auch nicht ſehr. Warum nicht lieber ſchüchterne, furchtſame Geberden? Dieſe ſind der geſchwinden Liebe eigen. „Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?“ Was für ein Kind?

Die

Die Sirene? Die Schöne alſo, oder das ſchöne Kind, und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, iſt ſehr romanenmäßig, eben ſo wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht geſagt, daß ſie an ſeiner Seite ruhen ſoll; warum iſt ſie ſo voreilig? Sollte eine Sirene nicht ſchlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott „der See: Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen.“ Warum feiſt und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführtermaßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? und warum zwo? „Soll dich, Neptun, ſo gleich vergnügen.“ Das ſo gleich iſt ſehr pünktlich, contraktmäßig, und verräth eine große Meinung von ſeinem Opfer; und das vergnügen iſt ſehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgeſucht. „Wofern ich nicht vergebens fleh;“ klingt zu drohend. „Dir, ſpricht Neptun, mein Kind zu geben?“ Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Iſt die Sirene ſeine Tochter? „O ſpare Seufzer, Wunſch und Harm!“ In dieſer Zeile drückt ſich Neptun poetiſcher aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber ſie iſt ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünſche, hätte er ſagen können; aber ſpare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen geſagt, ſonſt würde er das undialogiſche Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und deinem Le„ben ein ewig Unglück in den Arm.“ Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre ſchon genug; aber ſeinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts geſagt.

„Der arme Thyrſis ſeufzt und weint.“ Thränen möchte Thyrſis wohl vergießen, nur nicht weinen. „Und klagt mit „manchem bangen Schalle ſein Lied dem nahen Wiederhalle, „bis wiederum Neptun erſcheint.“ Mit manchem bangen Schalle, iſt gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? „Bis wiederum Neptun erſcheint.“ Wenn ich auch

die Verſetzung des wiederum nicht tadeln will, ſo iſt es doch wenigſtens kein Wort für die Poeſie. In wie langer Zeit iſt Neptun nicht wiederum erſchienen? Hat der Schäfer ſtets dem Wiederhalle ſein Leid indeſſen geklagt? Die Antwort des Neptuns iſt den Verſen nach gut, dem Inhalte nach ſehr philoſophiſch und docirend.

Die Nacht befördert Thyrſis Ruh. „Iſt Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Urſache davon iſt, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm die Sirene.“ Auf was-für Weiſe? „Der Schäfer trägt die naſſe Schöne „entzückt nach ſeiner Hütte zu,“ und merkt es alſo nicht, daß ſie halb Fiſch iſt? nicht eher, als bis der Tag erſcheint? „Sein mattes Herz wird wieder friſch.“ Gezwungen, und mehr noch als gezwungen!

„O Fabel! meinſt du nicht die Welt, die früher liebt „und eher brennet.“ Welt, es geht ja nicht auf die ganze Welt, ſondern nur auf die Mannsperſonen. Das brennet iſt kein ſchönes Wort, und ſagt ohnedem nichts mehr, als das liebet. „Als ſie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug „und Wahn für göttlich hält.“ Das Kind anſtatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; iſt unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und ſtatt die Augen, iſt hart. „Man „liebt der Schönen Mund und Stirne.“ Hier ſind die Theile für das Ganze, für das Geſicht geſetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch ſagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne ſind nicht die vornehmſten Theile; und wenn ſie noch ſo ſchön wären, und das Geſicht wäre mit einer ungeſtalten Naſe bedeckt, ſo würde es wohl nicht gefallen. Indeſſen will ich dadurch nicht leugnen, daß man ſich in einzelne Theile, in ein Paar ſchöne Augen, in einen ſchönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da ſteht, dieß iſt offenbar.

Ich will es genug ſeyn laſſen. Glaubt man, daß ich zu ſtrenge geweſen bin, ſo antworte ich, daß man gegen das Mittel-

Mittelmäßige nie zu ſtrenge ſeyn kann. Nur alsdann verdienen wenige und kleine Fehler Nachſicht, wenn ſie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverſchämter Zucht,
Der lieber ſtiehlt, als Arbeit ſucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Koſt vom Schlage rauben.
Früh, wenn beym erſten Sonnenſchein
Der Hauswirth ſang und Futter ſtreute,
Fand er ſich an des Schlages Seite
Mehr frech als ſcheu zum Frühſtück ein.

2.

Die Tauben ſagten erſt kein Wort;
Dann ſcheuchten ſie den Fremdling fort;
Doch kam das ſchelmiſche Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm ſich aus dem Taubenchor
Die älteſte von den ſtillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich als gekünſtelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Bruſt wie Schnee ſo weiß;
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien ſich ihr Mann oft zu beſpiegeln.
Sie trug die Bruſt gewölbt und frey,
Die ſchönſten Latſchen an den Füßen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küſſen.
War ſchön, und doch dem Manne treu.

4.

Noch größre Dinge zierten ſie.
Sie hatte mit geſchickter Müh

Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flo
Sie nahm ſie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ ſie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte ſie, ſind euch beſtellt.

5.

Von dieſer wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungeſtüm und auch nicht blöde
Setzt ſie den fremden Gaſt zur Rede.
Biſt du, ſo fragt ſie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmſt du, was mir und den beſchieden?
Dieß iſt der Böſen Eigenſchaft!

6.

Der Sperling ward ſo gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Anſehn oder Sagen,
Zu dieſem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geſchehn;
Ihm fällt das Korn aus ſeinem Munde.
O, ſpricht er, gleich von dieſer Stunde
Sollſt du mich nun verändert ſehn!

7.

Er hält ſein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüſterne Natur;
Und ob er öfters füttern ſahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten ſtillten ſeine Luſt;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die beſten Kirſchen anzubeißen,
Hat nie ein Spaz ſo gut gewußt.

8.

Einſt frißt er in der ſchönſten Ruh.
Da ſieht ihm unſre Taube zu,

Und ſpricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der fremden Frucht bequem zu nützen?
Der Sperling hüpft ſo gleich empor:
Nun, ſchreyt er, kannſt du mich noch haſſen?
Hab ich mein Laſter nicht gelaſſen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

9.

Du frömmer? rief die Taube nach.
Du biſt noch eben deine Schmach,
Du biſt, wie ſonſt, der geile Freſſer,
Und ſcheinſt dir nur vergebens beſſer.
Dir wohnt dein böſer Trieb noch bey;
Du ſtillſt ihn nur mit andern Dingen,
Und ſuchſt dir ſchmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Bruſt gebeſſert ſey.

10.

Bald, Plato, trifft dein Ausſpruch ein:
Die Tugend ſcheint ein Tauſch zu ſeyn;
Ein Laſter wird itzt ausgetrieben,
Ein anders fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt ſich fromm und klüger.
Wer iſt der liſtigſte Betrüger?
Iſts nicht des Menſchen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm ſeine Unbilligkeit vorzuſtellen. Er verſpricht Beſſerung. Sie ſieht ihn darauf auf einem Kirſchbaume ſitzen; und er fragt, ob er nicht ſein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du haſt noch die vorige Neigung, und ſtillſt ſie nur mit andern Dingen. Die Moral: Unſre Tugend iſt die meiſtenmale ein Tauſch. Man verläßt ein Laſter, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Geſetzt, dieſe Erfindung wäre richtig und ſinnbildlich genug: ſo würde ſie doch nicht gefallen. Das Anziehende

 fehlt

fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegoriſche ſcheint ihr auch zu fehlen. Was ſoll z. E. der Sperling freſſen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben ſoll? Und wenn er dieſes thun darf, ſo iſt ſeine Handlung kein Bild einer unerlaubten menſchlichen Handlung. Ich ſage: „Der Weichling flieht den geilen Scherz, wird „karg, und nennt ſich fromm und klüger.“ Dieſes Exempel hat keinen Gegenſtand an dem Sperlinge. Der Sperling hat ſeine Neigung mit keiner andern vertauſcht. Er iſt immer noch genäſchig. Er ſtillt ſeine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite geſetzt; iſt die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beſchreibung der Taube in zwo Strophen. Es iſt ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Beluſtigungen haben! Anders zu reden, die Fabel iſt nicht kurz genug, weil Umſtände eingeſchaltet ſind, ohne welche man das Folgende hätte verſtehen können. Sollten dieſe Umſtände ja nothwendig ſcheinen, ſo mußten ſie munter und lebhaft geſagt werden; und alsdann hätte man ſie des Muntern wegen ungern entbehret. Dieß habe ich nicht gethan. Es iſt trockner Ernſt. Alles was in den erſten vier Strophen und in der Hälfte der fünften ſteht, ſollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Geſichtspunkte der Abſicht beſtimmt wird, ſo eingerichtet ſeyn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redete ihn deswegen alſo an. Ich weiß auch nicht, waaum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber iſt. Der letzte ſcheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie iſt zu trocken und ſchwerfällig. Sie iſt nicht munter, nicht naif. Fehlers genug! Sie iſt gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaaße, ſelten von der Sache erzeugt.

Erſte Strophe. „Ein Vogel unverſchämter Zucht.“ Eine gezwungene Beſchreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von

von einem unverſchämten Geſchlechte, oder ſoll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber ſtiehlt, als Arbeit ſucht;“ ſollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein „Sperling half den frommen Tauben oft ihre Koſt vom „Schlage rauben.“ Half rauben, anſtatt er raubte, iſt der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo ſteht etwas davon? Soll der Leſer mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzuſetzen? „Früh, wenn beym er„ſten Sonnenſchein der Hauswirth ſang und Futter ſtreute, „fand er ſich an des Schlages Seite mehr frech als ſcheu „zum Frühſtück ein.“ Beym erſten Sonnenſchein; nicht gut geſagt, zu proſaiſch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenſchein verlangte. Der Hauswirth ſang: dieſer kleine Umſtand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigſtens nicht ſo vorherlaufen, ſondern lieber durch ſingend angegeben werden ſollen. Futter ſtreute; fütterte, wäre natürlicher, aber ſo hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als ſcheu. Welcher Gegenſatz! Welches Gedrechſelte! Warum nicht lieber dreiſt, unverſchämt? Er fand ſich zum Frühſtück ein. Das ſich einfinden und das Frühſtück, welches die Sprache munter machen ſoll, ſticht zu ſehr gegen den Ernſt der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine ſehr helle erſcheinen laſſen, ohne daß ſie ſich verlaufen.

Die ganze zweyte Strophe iſt nicht nöthig. Und wenn der Umſtand nöthig wäre, müßte er kürzer zuſammen gezogen ſeyn. Fremdling iſt nicht das rechte Wort. Der Sperling iſt der Taube kein Fremdling. Schelmiſche Gefieder. Was iſt hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen langweilig. Das Taubenchor iſt ſehr poetiſch. Im Scherze gieng es an. „Die älteſte von den ſtillen Thieren.‘ Wer wird die Tauben durch ſtille Thiere beſchreiben? So kann ich die Hüner, die Schafe und alles ebenfalls ſtille Thiere nennen. Lieber nichts geſagt, als die Idee von den Tauben beſchwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überfüh-

ten reimen. „Mehr redlich als gekünſtelt vor.“ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünſtelt eine Satyre auf die ſchlechten Redner ſeyn? Wer konnte ſie hier erwarten? Wie ſind redlich und gekünſtelt einander entgegen geſetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünſtelt etwas vornehmen? Das weiß ich nicht. Gekünſtelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel iſt ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beſchreibung der Taube. Geſetzt, ſie wäre überhaupt gut: ſo iſt ſie doch an dieſem Orte zu lang. Der Leſer wird aufgehalten und ermüdet. Dieß iſt nicht die Abſicht der Beſchreibungen. Wer ſchmückt kleine Theile ſo aus, daß ſie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte ſchön ſeyn oder nicht; ſie konnte ſagen, was ſie ſaget. Ihr ſittlicher Lobſpruch in der folgenden Strophe ſcheint ſich mehr mit der Abſicht zu vertragen. Einer Taube, die einen ſo guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichſten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum ſtraft ſie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieſes zu thun, einen moraliſch guten Charakter? Endlich, iſt die Beſchreibung ſchön? Sie kann es nicht ſeyn, wenn ſie zu lang und außer ihrem Orte iſt. Wir wollen ſie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals „und Bruſt wie Schnee ſo weiß.“ Sie hatte alſo einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln „ſchien ſich ihr Mann oft zu beſpiegeln.“ Sie hatte blaue Flügel und einen ſolchen Schwanz, in dem ſich ihr Mann (warum Mann?) oft zu beſpiegeln ſchien. Warum nur ſchien? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum ſpiegeln zu Flügeln haben? Sie trug die Bruſt gewölbt und frey.“ Die Bruſt frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. „Die ſchönſten Latſchen an den

„Füßen.“

„Füßen.“ Sie trug alſo Latſchen, und zwar an den Füßen. Iſt trug das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latſchen an den Füßen, oder ſie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatſchen oder Filzſchuhe. „Sie „konnt auch alt noch zärtlich küſſen, war ſchön, und doch dem „Manne treu.“ Iſt treu zu ſeyn eine große Tugend für Alte? Wozu alſo dieſer doppelte Umſtand? Soll es Satyre ſeyn? Oder iſt es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurück halten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch größere „Dinge zierten ſie.“ Die Dinge ſchicken ſich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß ſie eine weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß ſie ihre Kinder mit ins Feld nahm, und ſie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geſchickter Müh; iſt gezwungen. Wohl; iſt hier matt, proſaiſch. Zwanzig Kinder; nicht ſchön. „Die Körner, „die in Furchen liegen, die, lehrte ſie, ſind euch beſtellt.“ Das lehrte ſie, iſt hart, gezwungen. Sind euch beſtellt anſtatt ſind für euch, iſt Reim, iſt Undeutſch. In Furchen; nein, in den Furchen. Nicht ungeſtüm und auch nicht blöde. Wieder ein froſtiger Gegenſatz des Verſes und Reims wegen! „Biſt du, ſo fragt ſie, tugendhaft?“ Die ganze Rede iſt ſchlecht. Ich hätte beſſer gethan, ich hätte keine ſo ſchöne Taube auftreten laſſen. Tugendhaft iſt zu menſchlich, zu philoſophiſch. „Was mir und den beſchieden,“ nämlich iſt, das hier nicht fehlen kann. Und wer ſind die den? Vermuthlich die Umſtehenden, alſo denen, dieſen; Undeutſch, wider die Grammatik! du nimmſt, was mir und den beſchieden iſt; hätte es trockner geſagt werden können? Iſt es nicht ſchon wieder der Reim? Dieß iſt der Böſen Eigenſchaft. Herzlich matt, trocken, gereimt.

„Der Sperling ward ſo gleich gerührt.“ Darüber kann man ſich mit Rechte wundern. Doch die Sperlinge ſehen vielleicht nicht auf die Beredſamkeit, ſondern auf die

Sachen. „Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr „Anſehn oder Sagen zu dieſem Siege beygetragen.“ Es ſcheint, als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den ſchläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen ſollen, um ihn weg zu laſſen. „Ob mehr ihr Anſehn oder Sagen.“ Das Sagen anſtatt ihrer Rede iſt hier eine Freyheit, die der Reim entſchuldigt. „Zu dieſem Siege beygetragen.“ Beygetragen iſt nebſt dem ob mehr durchaus matt, proſaiſch; und Sieg ſchickt ſich hieher nicht. Die Ueberzeugung war geſchehn. Da ſchon der Sieg erwähnet worden, ſo iſt dieſes ſehr kraftlos. „Gleich von dieſer Stunde.“ Das gleich iſt nicht ſchön. Nun in der folgenden Zeile iſt ein leeres Wort. „Er hält ſein Wort auch ohne Schwur.“ Ohne Schwur; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern ſa„he.“ Das ob er, anſtatt ob er gleich, iſt unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schlage nahe;“ nahe, es ſollte wohl nah, oder zu nah heißen. „Einſt frißt er in “der ſchönſten Ruh;“ ſchönſte Ruh, ſchlecht geſagt. Groſſer Verdacht, daß es der Reim ſagt, und nicht der Autor. „Da ſieht ihm unſre Taube zu.“ Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sitzen.“ Im Sitzen, merkwürdiger Umſtand! Endlich warum nicht ſitzend? „Der fremden „Frucht bequem zu nützen.“ Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperling, geſagt? Wäre es nicht beſſer; wie gut läßt du dir die fremden Früchte ſchmecken? Aber auf ſchmecken war gleich kein Reim da. „Der Sperling hüpft ſo„gleich empor.“ Hüpft empor, wo war er? Er ſaß. Wo ſaß er? In den Kirſchen oder in den Schoten? Er hüpft alſo in die Höhe und nicht empor. Dieß iſt fremd. Und warum hüpft er empor? Iſt es nöthig? Iſt der Umſtand gebraucht worden? „Hab ich mein Laſter nicht gelaſſen?“ Mein Laſter; zu arg! Frömmer als zuvor, iſt nicht die rechte Sprache. „Du frömmer? rief die Taube nach.“ Warum nach? Iſt es nicht an rief genug? Sieht der Leſer nicht,

nicht, daß du frömmer? eine Wiederhohlung iſt? „Du biſt „noch eben deine Schmach.“ Das iſt ſehr poetiſch geredt, bis auf das eben, das ſchickt ſich in den fremden Ton, Du biſt deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Freſſer, iſt ſehr niedrig gegen: du biſt deine Schmach. Iſt zu grob geſchmählt. Das heißt, die Natur ergreifen, nicht ſchön nachahmen. „Dir wohnt dein böſer Trieb noch bey. Beywohnen; ein böſer Trieb wohnt mir bey; iſt das die Sprache des Lebens? Es iſt wohl gar keine Sprache. „Und „ſucht dir ſchmeichelnd beyzubringen.“ Beyzubringen; gereimt, anſtatt dich zu bereden. Dieß war das Wort. „Daß deine Bruſt gebeſſert ſey.“ Bruſt ſehr poetiſch anſtatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine ſehr gelehrte Miene, und alſo die Miene, die ſie nicht haben ſoll. „Bald, Plato, „trift dein Ausſpruch ein, die Tugend ſcheint ein Tauſch zu „ſeyn.“ Gelehrt! Plato hat es geſagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, ſie träfe oft ein. Iſt alſo nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt. „Ein La„ſter wird itzt ausgetrieben.“ Austreiben iſt platt; vertreiben ſollte es heißen. „Der Weichling flieht den geilen „Scherz.“ Was iſt der geile Scherz? Vermuthlich die Wolluſt. Heißt die Wolluſt ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird ſich vermuthlich mit Herz ſchließen. „Wird „karg, und nennt ſich fromm und klüger.“ Klüger; gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen ſollen: Wie oft iſt unſre Tugend ein Tauſch mit unſern Laſtern! Eins laſſen wir, ergreifen ein andres, und bereden uns, beſſer zu ſeyn. Wie ſehr betrügt ſich das menſchliche Herz!

Das ſind die vornehmſten Fehler; und wo ſind denn die Schönheiten? Geſetzt, alle dieſe Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum ſchön ſeyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt elend ſeyn. Wo iſt wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunſt zu erzählen ſo gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des ſchönen

Dialogi-

Dialogiſchen iſt? Wo iſt die Kürze, die ſich mit der Deutlichkeit, Vollſtändigkeit und Lebhaftigkeit verträgt? Wo iſt der Saft, der ſich in einem Werke des Geſchmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfriſchen und beleben muß? Wo ſind die Stellen, von denen der Leſer ſagt: Das war trefflich! O wie ſchön, wie ungezwungen! Hätte man es anders ſagen können? Wo ſind die Stellen, die ſich auswendig behalten laſſen? Wer lieſt ſo eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt ſich das letztemal noch, gleich dem erſten?

So fehlerhaft ſind die meiſten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Beluſtigungen. Darf ſich wohl jemand wundern, warum ich ſie nicht habe zuſammendrucken laſſen?

Staatl. Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

C.F. Gellert's sämmtliche Fabeln und Erzählungen in drey Büchern

Leipzig 1810

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/14.1002
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11298888-4